

IX. Jahrgang, Heft 7  
Berlin, Ende Juli 1929

ZA 2686

Deutsche  
Bücherei

PREIS: M 1,50

# DER QUERSCHNITT

BEGRÜNDET VON ALFRED FLECHTHEIM  
HERAUSGEBER: H. V. WEDDERKOP



---

IM PROPYLÄEN-VERLAG / BERLIN



---

# ROMANE

*aus dem Verlag Ullstein*

LUDWIG WINDER

*Die Reitpeitsche.* Hier ist das Vater- und Sohn-Problem aufs neue, aber auch mit neuen Mitteln vom Autor der „Nachgeholtten Freuden“ geschildert, die Kluft zwischen Vor- und Nachkriegsgenerationen gestaltet. Preis broschiert 4.50 M, in Leinen 6 M.

ARNOLD ULITZ

*Der Bastard:* Das Buch von der Sehnsucht eines Deutschen nach einer russischen Frau. „Ulitz ist ein ungewöhnliches Talent.“ (Hamburger Anzeiger.) Preis 4.50 M, in Leinen 6 M.

VICKI BAUM

*stud. chem. Helene Willfürer:* „Mit angespannter Kraft und künstlerischer Ökonomie ist das Schicksal einer jungen Studentin gestaltet, die, treu sich selbst, durch Not und Elend ihren Weg macht und ihren Platz im Leben erkämpft.“ (Münchner Neueste Nachrichten.) Preis 3 M, in Leinen 4.50 M.


WILHELM SPEYER

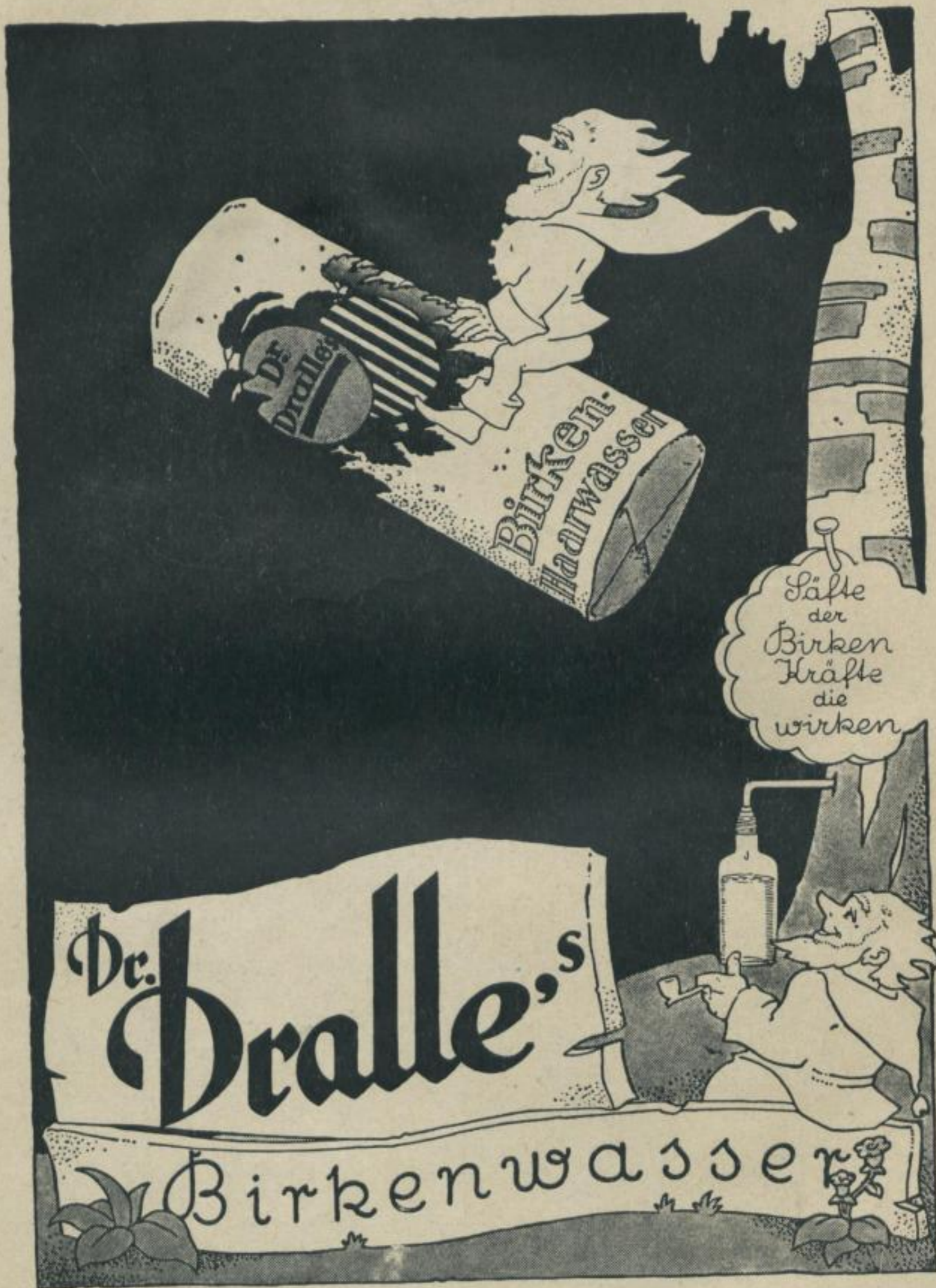
*Charlott etwas verrückt:* „Witzig und weltmännisch.“ (Berliner Tageblatt.) „Eine tolle Geschichte.“ (Breslauer Zeitung.) „Ein Buch wie Champagner.“ (Bremer Büchermarkt.) „Leicht und schmissig.“ (Tag, Wien.) Preis 3 M, in Leinen 4.50 M.

WALTHER VON HOLLANDER

*Schicksale gebündelt:* „Geschichten, die, ohne ein Tendenzwort zu enthalten, durch die Kraft der Schilderung und die psychologische Herausarbeitung der Charaktere, durch sich selbst sprechen.“ (Baseler Nachrichten.) Preis 3 M, in Leinen 4.50 M.

---





Preis: RM 2.40 und RM 4.20 1/2 Liter RM 6.80 1/1 Liter RM 12.-

# BAD!



# EMS

# heilt

Werbeplakat der  
Staatlichen Bade- und Brunnendirektion Bad Ems  
Auskunft und Druckschriften kostenfrei

# DER QUERSCHNITT

IX. Jahrgang

Berlin, Ende Juli 1929

Heft 7

## INHALT

<i>Ottomar Starke</i> : Kleiner Knigge . . . . .	455
<i>Wyndham Lewis</i> : Ratschläge eines Weltmannes . . . . .	459
<i>Paul Morand</i> : Mit allem Komfort . . . . .	461
<i>Otto Schmidt</i> : Umgang mit Pferden . . . . .	463
<i>A. von Weinberg</i> : Probleme der Inzucht . . . . .	465
<i>Christa Hatvany-Winsloe</i> : Zigeuner . . . . .	471
<i>Adele v. Finck</i> : Zigeuner, Magie, Karten . . . . .	473
<i>G. M. Pazaurek</i> : Die Bruderschaft der Vagabunden . . . . .	477
<i>Heinrich Zille</i> : Wie ich zu meinem Schicksal kam . . . . .	480
<i>Kort Kitter</i> : Dunkel Amsterdam . . . . .	482
<i>Walter v. Dreesen</i> : Drei Sterne in St. Pauli . . . . .	485
<i>Beverley Nichols</i> : Das kleine weiße Zimmer . . . . .	487
<i>Georg Bálint</i> : Henker-Interview . . . . .	492
<i>Walter v. Schulz</i> : Die Hinrichtung . . . . .	495

### Marginalien:

*Passanten-Gespräche* | *Die schöne Helena* | *Insel Sylt* | *Essen (Ruhr)* |  
*Cassis sur mer* | *Musikalisches* | *Gestüt Weil* | *Parodien* | *Rhei-*  
*nischer Kunstfrühling* | *Pro Kathinka* | *Gespräch mit Remarque u. a.*

*Bücher- und Schallplatten-Querschnitt*

*Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln*

\*

*Umschlagbild nach einem Holzschnitt von Frans Masereel*

---

Herausgeber: *H. v. Wedderkop* — Chefredakteur: *Victor Wittner*

r



„Schönheitswinke  
von Babette“  
Eine hochinteressante  
illustrierte Broschüre.  
Verlangen Sie diese  
in allen einschlä-  
gigen Geschäften  
Gratis.

**mon parfum**  
VON  
**BOURJOIS**  
PARIS

NIEDERLAGE: BERLIN SW.68. ALEXANDRINENSTR.105/100



Ottomar Starke

Kopflös essen

## KLEINER KNIGGE

Von

OTTOMAR STARKE

*Verneigen, Nachgeben, Sanftmut,  
Ehrerbietung. Kung-fu lse.*

Mit den oben zitierten chinesischen Anstandsregeln hat Europas übertünchte Höflichkeit heute nicht mehr viel Berührungspunkte. Es sei denn im Umgang mit Vorgesetzten. Vice versa: Die Beziehung des Vorgesetzten zum Untergebenen schließt gute Manieren aus, wie Shaw konstatiert. Ein Kommentar über Umgangsformen kann nur gesellschaftlich Gleichstehende betreffen, und wen das vorsorgliche Schicksal nicht in die upper tenthousand hineingeboren hat, muß um sich hauen, daß es raucht, um hinaufzugelangen. Man ziehe Myers Geschichte der großen amerikanischen Vermögen zu Rat. Der Weg zum Gentleman führt über den Rüpel, c'est tout naturel. Ein guter Knigge wird jedwede Vergangenheit vornehm ignorieren.

Aber es genügt auch dann noch nicht immer, den richtigen Schlips zu den richtigen Socken zu tragen, im Verkehr mit Damen verbindlich zu grinsen und sich nicht ins Tischtuch zu schnäuzen. Das Leben gefällt sich darin, uns täglich vor Situationen zu stellen, die man dreist und ohne Übertreibung als heikel bezeichnen darf. Man nehme einmal an, Theodor Däubler, der durch seinen Zeusbart aus allen illustrierten Wochenschriften bekannte Theodor Däubler wird einer zehn-Zimmer-schweren Dame unversehens vorgestellt. Sie geht um ihn herum wie um eine Litfaßsäule und entschließt sich endlich: „Sind Sie vielleicht der Dichter Däubler, dann kennen Sie auch gewiß unsere Frieda Schanz!“ — Was tut Däubler in solchem Fall? . . . Sternheim würde sagen: „Mit Sechsen in die Fresse!“, aber das ist auch nicht immer das Richtige. — Oder jemand sitzt im Parkettfauteuil neben seiner Herzdame, an deren anderer Seite ein Herr sich aufhält, der unbedingt

sein Billett und einiges darüber darzustellen vermag. Dieser nun wendet sich unvermittelt der Herzdame zu und knüpft in einem von der Rampe gebrochenen Gespräch unmittelbar an die Begebenheiten auf der Bühne an, findet den Modeschläger miserabel, die Schauspieler erbärmlich, die Girls mies, macht auch sonstige treffende und herzerquickende Bemerkungen, alles, ohne sich vorgestellt zu haben. Was tut Herzbube in diesem Fall? Soll er nach ihm mit der Hellebarde schlagen? — soll er sagen: „Erlauben Sie mal!“ —?—

Die Knigges sehen solche Fälle nicht vor. Sie haben die Temperamente nicht mit einkalkuliert. Sie nehmen an, daß alle Hörner abgelaufen sind. Ihre Auslassungen wenden sich an ein wohltemperiertes Publikum, das über Kunst,



Ottomar Starke

Krieg oder Streik genau so unverbindlich verbindlich wie über Wetter spricht, die Briefftasche überm Herzen auf dem rechten Fleck hat und über einen sorgfältig nivellierten Geist verfügt, der es nicht als anständig empfände, aus irgendwelchen Schranken zu treten.

Es gab einmal ein ungeschriebenes Gesetz, nach dem die Dame die Mode von gestern und die Kokotte die Mode von morgen trugen. Man wollte nicht verwechselt werden. Heute fallen solche Minderwertigkeitskomplexe weg. Man betont keinen sogenannten Stand, sondern streicht das geliebte Selbst heraus, daß es nur so glitzert. Dabei bleibt man bei weitestgehenden Konzessionen an die Neugier des Männchens immer noch dezent. Der weibliche Körper ist bei so viel Sport, Revuen und Schönheitsmagazinen längst ein Flugblatt geworden,

das jeder gelesen hat. Der Mann ist sogar dahintergekommen, daß die geliebten Damenbeine in der Hauptsache Schablonenarbeit sind. Er ist zeitweilig so gefährlich abgeschwenkt, daß nolens volens die Kameradin erfunden werden mußte, um ihn einzuseifen. Man klopf einander auf die Schulter und den Popo, es herrscht ein kerniger Weekend-Ton allenthalben, mit etwas Bürojargon durchsetzt. In Tenniskreisen spricht man ihn vielleicht am reinsten und ungenier-testen. Jedenfalls ist die gesamte Schöpfung mit Erfolg herangezogen, um die Dame süß, aufregend und, wenn möglich, diaphan zu beschuppen.

Der Mann ist hinwiederum des Anzugs wegen da, nicht umgekehrt. Er ist korrekt angezogen, solange die Anzüge neu sind. Auch für den Herrn gab es einmal das ungeschriebene Gesetz, nach dem er nicht auffallen durfte, um elegant



zu sein. Aber sein Rock darf ruhig einen Buckel machen, wenn Banknoten die Ursache sind. Er braucht nicht links von der Dame zu gehen, braucht sie die Treppe nicht vorangehn zu lassen, braucht kein Süßholz zu raspeln. Aber er muß Picknicks arrangieren können, einen Maybach fahren, Feste geben und Kursbücher lesen.

Die Knigges tun nicht dergleichen. Sie sprechen ihm ernsthaft eine Rolle zu, als ob das Seelenheil der Gesellschaft davon abhinge, wie tief er sich zum Handkuß vorzubeugen habe. Aber sie erwähnen kein Sterbenswörtchen über wahre Lebenskunst und wahre Eignung zum vollen Genuß des Daseins. . .

Zur Kultur des Essens sind immer noch Bände zu schreiben. So wimmelt es von Kavalieren, die nach glücklich überstandener Premiere die Dame fragen, ob sie einen besonderen Wunsch habe. Das ist ein faux pas. Nach was hat die Dame bei Horcher, Borchardt oder sonstwo Lust? — Wenn sie es sich in das Köpfchen setzt, ihren Begleiter bis auf die Knochen zu blamieren, sagt sie: Kaviar, Austern, Sekt. Das gilt seit Alkibiades als ganz besonders chik. Und wenn sie gute Augen hat, bestellt sie etwas, was eine Nuance teurer ist als das, was die Konkurrenz am Nebentisch konsumiert. Wer sich aber vom Kellner das Menu zusammenstellen läßt, ist ein Mensch ohne Charakter. Das wäre genau so, als ob einer, der Nippes und Familienbilder sammelt, sich ein Haus von Corbusier bauen ließe. Wer die Speisekarte verlangt, ist ungebildet, und wer gar nach den Preisen fragt, ein Flaps.

Man muß wissen, was der eigenen Gemütsverfassung und der der Dame entspricht, und fühlen, wie sie zu beeindrucken ist. Die Fresser fallen immer wieder auf die Schwedenplatte herein, dieses fürchterliche Mixtum compositum von gepantschten Salaten, marinierten und anderen Heringen, unverdaulichem Aal und Lachs, scharfem Anchovis, Krabben und Tomaten. Alles Sachen, die den Magen schon in der ersten Runde so gründlich k. o. schlagen, daß er Fleisch nicht mehr von Geflügel unterscheiden kann. Und was weiß besagter Kavalier des weiteren von dem Stück rohen Fleisch, das ihm in einem Körbchen zur Begutachtung vorgelegt wird? Was versteht er von der Faserung, wie unterscheidet er Blume, Kugel, Oberschale, Bug, Fehlrippe, Kamm, Hessen, Quernierenstück und Dünning? Und woher soll er den Mut



Eduard Braun

nehmen, einen Salat anzumachen, wenn er von den vier Arten, Essig anzusetzen, nichts versteht, Himbeeren-, Esdragon-, Kräuter-, Gewürz- und blauen Veilchen-Essig nicht kennt, von Pimpernelle, Dill und Borasch, von der Zusammensetzung harter und weicher Blätter, dem Auspressen, Schüsselausreiben, Aneisen, Beleben, Dämpfen keine Ahnung hat. Was vermag er über die Zubereitung von Primeurs zu bestimmen, was über gespickten und krustierten Zander, was über Geflügel! Und was nützt das Einglas vor dem Kellermeister, wenn er vom Schönen, Scheelisieren, Chaptalisieren, Gallisieren, Gipsen, Petiotisieren nie gehört hat, Krescenz nicht von Lage, Geschmack nicht von Blume unterscheiden kann und Gaisdutte, Malvasier, Ochsenauge für Keltertrauben hält: vom Zungenspitzengefühl ganz zu schweigen. Und welche Weine zu welchen Speisen passen, welche dem Seelenzustand entsprechen, ihn balancieren, ihn verbessern oder verschlechtern. Und es bleibt ihm nichts übrig, als eine möglichst teure Sorte zu wählen . . .

Denn die Herzdame frißt ja alles gottergeben in sich hinein. Auch ihr hat man an der Wiege nicht das Richtige gesungen. Man hat sie nicht vor Wellfleisch, Bier, Kraut, Rettich, Senf, Zimt, Pfeffer, scharfen Käsen gewarnt wie vor der Pest. Deshalb muß sie auch jetzt Waggonladungen Salben an die pickelübersäte und unreinliche Pelle wenden, muß pudern, malen und Masken nächtlich tragen, muß in Parfums waten, um den Geruch zu verbessern, nichtahnend, daß ein einziger abendlicher Biß in die geliebte Pfeffergurke das ganze Wunderwerk der Schönheitssalons über Nacht wieder in Trümmer haut.

Wie weit sind alle Knigges der Welt davon entfernt, dergleichen Fragen auch nur zu streifen, und doch ist vor etwas mehr als einem Jahrhundert, um nur eines herauszugreifen, ein Buch erschienen, in dessen drittem Kapitel: Vom Essen, ein Absatz überschrieben ist: „Von den Bewegungen und Zuständen des Gemüts, die man vermeiden soll, in sich selbst oder bei anderen während des Essens anzuregen oder zu unterhalten.“

Der Herr der Schöpfung sollte sich um solche Sachen kümmern! — Der Herr der Schöpfung! — Er ist allerdings für die Dame der Schöpfung zugebenermaßen in erster Linie als Art-Erhalter gedacht. Bei solch inferiorer Stellung ist es ihm nicht zu verübeln, daß er sich für seine eigene Person wichtig macht. Und schließlich bezahlt er ja auch den ganzen Kram. Nicht ohne Resignation hat er allmählich feststellen müssen, daß sich die Gepflogenheit eingebürgert hat, ihn lediglich nach dem Exterieur zu bewerten. Denn der schöne junge Mann ohne Bankkonto wird in fashionablen Kreisen nicht gebucht und bleibt dem Glück der kleinen Mädchen vorbehalten, die die Augen zumachen und an Menjou oder Fairbanks denken. Er führt ein kleines Buschklepperdasein in den abendlichen Parkanlagen. Die Frau, die etwas auf sich hält, kann des Luxus nicht mehr entraten und hat sich ein Ideal von Mann geschaffen, das man, in Amerika beispielsweise, öffentlich gar nicht zu zeigen braucht. Er sorgt für den Zaster, das gehört sich so. In Europa mahlen Gottes Mühlen langsamer, aber man wird auch noch dahinterkommen. Bis dahin muß das Theater aber mit Anstand gespielt werden, denn einzig der Knigge ist es ja doch, der uns von den Wilden unterscheidet und man verlangt mit Recht einstweilen noch die romantische Geste, so zu tun, als ob es sich verlohnte.



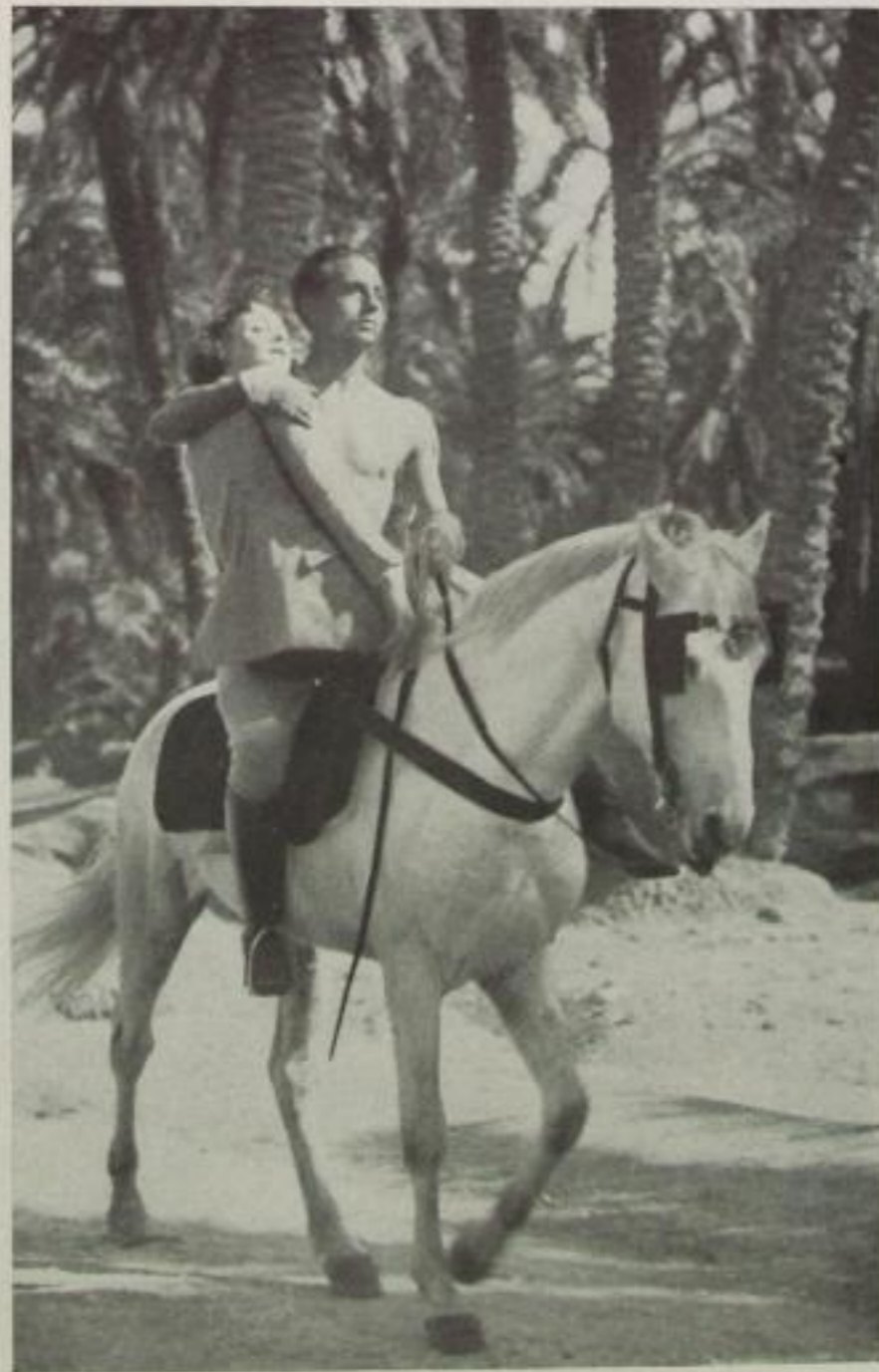
Juli

Photo Bayer



Auguste Renoir, L'Amazone

Hamburg, Kunsthalle



Der Schauspieler Rivero  
in „Le Bled“, dem neuen Film Pierre Renoirs



Photo Dr. Erich Salomon  
Hans, Kathinka, Siegfried v. Kardorff



Photo Schuhmann  
Graf Ulrich Kinsky beim Polospiel in Wien



Der Hengst Diadumenos



Drachenkopf des Dromedars

Photo Kurt Lubinski

# RATSCHLÄGE EINES WELTMANNES

Von

D. B. WYNDHAM LEWIS

In einem schönen, antiken Bett lag, durch Kissen gestützt, ein alter Lebemann. Er hatte markante Züge und dichtes, weißes Haar, und der Ausdruck seiner Augen war ironisch und erfahren. Er fühlte sein Ende kommen und beobachtete leicht amüsiert die Besorgnisse und die Anteilnahme seiner Umgebung, die ihm seit vielen Jahren recht unsympathisch gewesen war. Leicht verschleierte Erwartung schien das Zimmer zu erfüllen. Die untergehende Sonne legte Streifen staubigen Goldes auf den schimmernden, polierten, eichnen Fußboden. Neben seinem Bett befand sich auf einem kleinen Tisch eine Vase mit Blumen, eine Wachskerze in silbernem Leuchter und ein kleines, von einem Aristokraten des 17. Jahrhundert verfaßtes Buch, in Kalbsleder gebunden. Die Blätter des Buches waren vergilbt und abgenützt.

Man bat den alten Mann um eine letzte Botschaft, und er sagte mit schwacher, aber doch klarer Stimme: „Bestellt niemals legierte Suppe. Lest keine Bücher, die euch von reichen Frauen empfohlen werden. Nennt die Jagdmeute nicht Hunde. Tragt keine Gamaschen zu braunen Schuhen. Wohnt nicht in Surrey. Trinkt niemals Champagner, wenn ihr Wein bekommen könnt. Haltet euch kein Kleingeld, wenn ihr mit einem reichen Mann Autodroschke fahrt. Vergeßt nicht, daß die Klasse Menschen, die im modernen England noch Perücken trägt, wie Schauspieler, Richter, reiche Frauen und Clowns, im Privatleben nicht amüsant ist. Vergeßt auch nicht, daß alle Literaten, selbst wenn ihr Geschlecht deutlich zu erkennen ist, tödlich langweilig sind. Seid niemals unhöflich zu einem Geldleiher, er könnte in der nächsten Woche zum Peer gemacht werden. Gebt keine Erklärungen ab. Macht keine Witze mit Bankiers, Juristen, Einfältigen und Narren. Tragt keinen steifen Filzhut. Verliert niemals eure Haltung, noch euren Hausschlüssel oder euer Gedächtnis. Bewahrt die Fähigkeit des Vergessens, und seht die Dinge in ihren wahren Verhältnissen. Kauft niemals Gründer-Aktien.“

Der alte Zyniker machte eine Pause und betrachtete die untergehende Sonne „avec un fin sourire“, wie die Franzosen sagen. Dann fuhr er fort: „Gebt den Dienstboten der Reichen nicht zu hohe Trinkgelder und seid nicht frivol, wenn ein Schotte anwesend ist. Erwähnt keine Tatsachen vor Mitgliedern der englischen Presse. Sprecht nicht von Bestechung vor einem Politiker, nicht von Religion vor einem in der Gesellschaft beliebten Bischof, nicht über den Altkleiderhandel in der Gegenwart eines Industriekapitäns, und sprecht niemals über Krieg mit einem Offizier, der mehr als eine Reihe Orden hat. Seid nur erstaunt über euer eigenes Erstaunen. Vergeßt nicht, daß es im allgemeinen weniger gefährlich ist, die Mitmenschen zu schädigen, als ihnen Gutes zu tun. Erinneret euch stets, daß Engländer nur an die Tatsachen glauben, die ihnen auf gutem, dicken und teuern Papier in gutem Druck vorgeführt werden. Trinkt niemals Cocktails. Vergeßt nicht, daß man nie so glücklich oder unglücklich ist, wie man glaubt. Beleidigt die medizinische Fakultät nicht, indem ihr sterbt, ohne einen Arzt konsultiert zu haben. Sammelt keine Zeitungsausschnitte. Widersprecht reichen Frauen nicht. Eßt niemals mit Musikbegleitung.“

Jetzt kam die Pflegeschwester, eine dicke Person unbestimmten Alters und gesuchter Freundlichkeit, mit einer Medizinflasche und einem Teelöffel in der Hand, ins Zimmer. Der alte Mann zuckte ein wenig ungeduldig mit den Schultern, als er das Elixier erblickte, nahm es aber trotzdem ein.

Der Alte schien sich erleichtert zu fühlen und fuhr mit kräftigerer Stimme fort: „Bewahrt stets den Ausdruck ernster Zustimmung in der Unterhaltung mit Quacksalbern, Parasiten, Cabotins der Kunst und Literatur, Gesundbetern und allen andern Scharlatans, denn ihnen haben wir es zu danken, daß reiche Frauen nicht ihr Geld einer fürchterlichen Form von Wohltätigkeit zuwenden. Sammelt keine Briefmarken. Vergeßt niemals einer Frau zu sagen, daß sie keiner andern Frau in der Welt gleiche; sie wird es glauben, und danach kann man jede nach



Rudolf Großmann  
Fürst Festetics und Fürstin Wied

demselben Rezept behandeln. Fahrt nicht mit dem Auto nach Brighton. Nehmt nicht den Pullman-Wagen nach Brighton. Geht niemals nach Brighton. Vor einem Universitätsprofessor dürft ihr der Hölle nicht erwähnen. Tragt keine Perle als Krawattennadel. Man darf eher einen blinden Bettler stoßen als einen Schoßhund, wenn man nicht die Wut der Geistlichen erregen will. In den Häusern der Großen darf des Todes nicht erwähnt werden. Verachtet niemanden, der den Ruf hat, witzig zu sein, denn in London kann man diesen Ruf erlangen, indem man Käse mit Senf isst. Wenn ihr die Absicht habt, durch Epigramme Geld zu verdienen, laßt nicht außer acht, daß kein Zeitschriften-Redakteur je die Theaterstücke von Oskar Wilde gelesen hat. Bei keiner Diskussion unter Schwergebildeten dürft ihr vergessen, daß die Anwesenden wenn möglich noch weniger über das Thema Bescheid wissen als ihr. Vergeßt nicht, daß Politiker, Vegetarier, Denker und Herren, die von Wärtern und Pflegern betraut werden, sich ernst nehmen. Erinnert euch stets, daß dicke Leute, trotz all dem Reiz ihres Äußern, genau so übel und böseartig sind wie die andern. Sprecht nicht, wenn ihr zuhören könnt. Hört nicht zu, wenn ihr lesen könnt. Lest nicht, ohne nachzudenken. Glaubt nicht dem Weinflaschenetikett in Soho, noch meßt berühmten Persönlichkeiten und geistigen Bewegungen Bedeutung zu. Glaubt überhaupt an keine Aufschrift ohne Prüfung. Eßt stets nur Belugia-Kaviar. Niemals . . .“

Mit einem lebenswürdigen Lächeln bat der alte Mann seine Pflegerin, sich endgültig zurückzuziehen, denn kein Mann von Geschmack könnte in Anwesenheit eines weiblichen Joynson-Hicks ruhig sterben. Danach faltete er seine Hände und schien in Nachdenken zu versinken, und bald darauf schlief er friedlich ein, ohne noch weitere Ratschläge, die er teils seinen eigenen Erfahrungen und teils denen anderer verdankte, hinzuzufügen; er selbst hatte, wie es so häufig vorkommt, von seiner Weisheit wenig Gebrauch gemacht.

(Deutsch von Käte Silbermann.)





George Groß

## MIT ALLEM KOMFORT

Von

PAUL MORAND

*Ja,  
aber  
die silbernen Messerklingen,  
mit denen man Gefrierfleisch schneiden muß,  
und die Eisenbahnzüge,  
in denen man nur in den Toiletten rauchen kann,  
die überheizten Zimmer,*

461

und die Exzesse mit Eiswasser,  
und der blasse Kaffee,  
und die Frauen, die immer recht haben,  
die übersüßten Schokoladeschaumspeisen,  
die zu Entenbraten serviert werden,  
und die Taxis als die einzigen Separées,  
und die Schlafwagen,  
wo man einem auf den nackten Füßen herumtrampelt,  
und die zweiundzwanzig Millionen Autos,  
die jegliche Fortbewegung verhindern,  
und die Trinkgelder,  
und die erzwungenen Eheschließungen,  
und die Hotels,  
in denen niemand kommt, wenn man läutet,  
und die Ehebruchspolizei auf Motorrädern,  
und diese ganze Lebensauffassung,  
hygienisch, waschbar, einheitlich,  
wie die Kleidung von Krankenwärtern,  
und das unvermeidliche Beschütztwerden  
auch bei den ruhigsten Straßenkreuzungen:  
„No, Sir, safety first!“

Zuerst die Sicherheit?

Aber nein, Sicherheit kommt doch auch hier nachher,  
sehr in zweiter Linie, wie in Europa.

Und der Lido? Und Sevilla?

Und die Rue de la Paix und Bond-street und die Akropolis?

Und Manet, Cartier, Dostojewski, Pommery, Larue, Napoleon,  
Cabannais und Marcel Proust?

Ziehen Sie wirklich dem allen

diese neuen Vereinigten Staaten vor,

die wir 1917 annektiert haben?

Ja! Ja! Yes! Yes! Yep! Yep!

(Deutsch von Mira v. Hollander-Munkh)



Eduard Braun

## UMGANG MIT PFERDEN

Von

OTTO SCHMIDT

Wenn man als jüngster Stallbursche anfängt, gibt es nur eines: man hat Respekt vor den Klassepferden, die man putzen und striegeln muß. Ich glaube sogar, die Pferde selbst wissen genau, daß sie nur Stallburschen vor sich haben. (Wie sie allerdings zuweilen auch wissen oder ahnen, daß manche Jockei-Lehrlinge die Championpeitsche im Stiefel tragen. Amorino, mit dem ich 1916 als Lehrling das Derby gewann, wußte es jedenfalls.) Vorläufig aber gingen die Pferde mehr mit uns Stallburschen um, als daß wir mit ihnen umgingen. Und als im Herbst die Youngsters kamen, so sprangen diese gerade flügge gewordenen Jährlinge gleich mit uns um. Wir sollten sie anreiten oder „einbrechen“. Das klingt mittelalterlich-grausam, ist aber längst nicht so schlimm, wie es sich anhört. Immerhin fliegen einige Späne dabei, und meistens waren wir die Späne, die flogen. Wir fanden uns oft auf der Erde wieder. Bald hat man aber den Bogen raus (der Bogen, das ist nicht bloß die Fall- und Flugkurve), und man ist ein regulärer Jockei, selbst wenn man noch Lehrling ist. Man kann es eben nicht erlernen, es muß angeboren sein. Irgend- ein Laie kann sich auf ein Pferd setzen, es bleibt stehen und rührt sich nicht. Wenn sich aber ein Jockei draufsetzt, reagiert es sofort auf den leisesten Zügelruck, auf den leichtesten Schenkeldruck und setzt sich in Bewegung. Es

spürt die *Energie*, die sich unmittelbar überträgt. Es geht wie eine Puppe. Es hat Respekt!

Die Energie des Jockeis ist keine rohe und brutale Gewalt. Dann kann man gleich die Peitsche nehmen, die aber auch nicht viel hilft. Gewiß, man muß manchmal die Peitsche gebrauchen, man kann nicht dauernd „reiten“, man muß sich unterwegs mal ausruhen. Sie wird aber längst nicht so häufig angewandt, wie das Publikum glaubt. Wenn Pferde „tot“ sind, ist auch die Peitsche vergebens, sie brechen dann „unter der Peitsche“ einfach weg. Meistens wird sie dem Pferd nur gezeigt.

Pferde werden gleich den Menschen ausgenützt. Wenn sie ein Jahr nach dem andern auf die Rennbahn geschickt werden und ein Rennen nach dem andern bestreiten müssen, werden sie „klug“. Sie werden abgebrüht und reagieren nur unwillig, oft überhaupt nicht. Sie drücken sich, und oft ist jedes Mittel vergebens. Pferde sind keine Maschinen, sondern Individuen. Lampos z. B. hatte eine Abneigung, eine regelrechte Idiosynkrasie gegen die Hoppegartener Bahn. Warum? Wer kann in ein Pferdegehirn schauen? Vielleicht mochte er den Anberg nicht. Er weigerte sich jedenfalls immer, das Geläuf dieser Bahn zu betreten, und blieb einfach stehen. Dagegen liebte er die Grunewaldbahn, auf der er auch seine besten Rennen lief. Morgens in der Arbeit ging er keinen Schritt. In der Reitbahn trabte er nur innen und war nie zu „bewegen“, außen zu gehen, wo er schneller galoppieren mußte. Er lief sich in seinen Rennen fit. Es hatte keinen Zweck, mit ihm zu kämpfen. Ein anderer Typ ist Audax, der bei der Morgenarbeit wie die Feuerwehr galoppiert, im Rennen aber nichts zeigt. Er geht dann einfach nicht. Er geht weder vorn in Front, noch kommt er in der Schlußphase des Rennens von hinten mit Speed. Optimist wollte dagegen gleich Lampos nichts von Arbeit wissen. Er zitterte, wenn ich ihn in der Morgenarbeit ritt. (Flieger sind überhaupt meistens meschugge.) Im Rennen war er dann nicht zu halten. Pferde können einem viel Aerger bereiten.

Oft ist an mich die Frage gerichtet worden, welches mein Lieblingspferd sei. Es gibt für mich kein Lieblingspferd. Ich habe große und berühmte Pferde geritten: Amorino, Pergolese, Ossian, Augias, Ganelon, Lampos, Graf Ferry, Aurelius und viele andere, ich kann keinen Unterschied machen. Selbstverständlich habe ich für Pergolese viel übrig, bin ich doch auf und mit ihm populär geworden. Aber soll ich einen Augias zurückstellen, der ein so unerhört praktisches Pferd war, der es verstand, die Situationen blitzschnell auszunützen und vorzuschießen? Der auf den leisesten Kontakt reagierte, der nicht erst lange genötigt werden mußte, dessen Instinkt wahrhaft genial funktionierte?

Der Umgang mit Pferden ist ebenso mannigfaltig und verschiedenartig wie der Umgang mit Menschen. Und ebenso problematisch und regellos. Große und schwere Pferde müssen oft leicht und kleine Katzen oft mit starker Hand angefaßt werden. Ich weiß nur von einem einzigen deutschen Pferd der Gegenwart genau, wie man mit ihm umgehen muß. Es ist Oleander, der Pferde-Heros des deutschen Turfs. Vor ihm muß man tief den Hut ziehen!

(Aus einem Gespräch)

# PROBLEME DER INZUCHT

Von

A. von WEINBERG

**B**ekanntlich bezeichnet man Kreuzungen von Eltern und Kindern oder von Geschwistern als Inzestzucht und Kreuzungen etwas entfernter Verwandter bis etwa zur vierten Generation als Inzucht, doch wird diese Grenze nicht immer scharf gezogen.

Ohne Zweifel beruhen die Anfänge aller Varietäten und Rassen und damit auch die der Arten auf wiederholter engster Inzucht. Ein solches System ist sicher so lange erforderlich, bis sich die Varietät konsolidiert hat. Ist dies Ziel aber erreicht, dann bleibt es zweifelhaft, ob nahe Verwandtschaftszucht weiterhin Vorteile mit sich bringt und wie weit sie ohne Nachteile betrieben werden darf.

Die ersten Beobachtungen über die Folgen der Inzucht hat der Mensch an sich selbst gemacht. Die Entwicklung des Problems wird daher am besten beleuchtet, wenn wir ungeachtet biologischer Systematik mit dem Menschen beginnen. Daß jeder Mensch das Produkt erheblicher Verwandtschaftszucht sein muß, ist von vornherein klar. Wäre es anders, so müßte zum Beispiel ein Europäer allein innerhalb der historischen Zeitperiode von 6000 Jahren, wenn man für jede Generation 30 Jahre annimmt, 2200 verschiedene Ahnen haben. Das wäre eine 661stellige Zahl, während in diesem Zeitraum nur etwa 10 Milliarden verschiedene Europäer, also eine elfstellige Zahl, gelebt haben.

Die Entwicklung von der Familie zum Stamme und Volke beginnt stets mit enger Inzucht. Sogar Inzestzucht hat man bei primitiven Völkern regelmäßig beobachtet. Entferntere, wenn auch erhebliche Inzucht ergibt sich stets, wenn Völker oder Klassen sich gegen das Eindringen fremden Blutes verschließen, wie dies zum Beispiel bei den Juden über eine lange Periode, bei englischem und schwedischem Adel über kürzere Zeit geschehen ist. Man



Renée Sintenis

könnte solche Erscheinungen als historische Belege dafür anführen, daß auch bei bisher kultivierten Rassen fortgesetzte Inzucht der Erhaltung des Typus nützlich ist. Aber man kann ähnliche Beobachtungen täglich machen. Wenn man zum Beispiel durch Bayern wandert, trifft man in abgelegenen Orten oft einen besonders kräftigen Menschenschlag, und man kann dann meist feststellen, daß seit Jahrhunderten die Nachkommen der gleichen Familien aus den umliegenden Dörfern untereinander geheiratet haben. Zuweilen sind allerdings in solchen Gegenden gewisse Krankheiten wie Kropf häufig, was man als Folge der Inzucht angesehen hat. Heute wissen wir, daß es sich dabei um lokale Einflüsse, wie Jodmangel usw., handelt und die Inzucht keine Schuld trägt.

Von H. W. Siemens ist vor einigen Jahren ein ausgezeichnetes Werk über Vererbungspathologie des Menschen erschienen. Er hat hauptsächlich die Familienzucht untersucht, wie sie in Deutschland vielfach in kleinen Städten üblich ist. Ich führe daraus das Pedigree des Vaters von Werner Siemens an.

Sophie Huet				Joh. G. H. Siemens			
Johanna G. Siemens		Joh. D. Huet		Agnes M. Koch		Georg A. Siemens	
Anna M. Vollbrecht	Hans H. Siemens	Elisab. Saler	Burchard M. Huet	Anna H. Siemens	Joh. A. Koch	Anna M. Vollbrecht	Hans H. Siemens

Ein Großvater und eine Großmutter sind rechte Geschwister, die Mutter der zweiten Großmutter ist eine Siemens, geht man noch weiter zurück, so findet man, daß auch die Großmutter des Joh. A. Koch eine Margarete Siemens, daß der Vater der Anna Siemens und der des Hans H. Siemens Geschwister waren usw.

Es ist bekannt, daß die Nachkommen dieser Familie körperlich und geistig als besonders tüchtig gelten können. Es handelt sich hier um einen bodenständigen, gesunden Menschenschlag, bei dem augenscheinlich Inzucht nichts schadet.

Kommen krankhafte Anlagen bei Individuen eines Stammbaumes mehrfach vor, dann kann allerdings solche Inzucht oft zu schlimmen Folgen führen. Als Beispiel hierfür sei das Pedigree des Don Carlos angeführt, der bekanntlich nicht dem Helden der Schillerschen Tragödie glich, sondern ein schwächerer Geistesgestörter war.

Maria von Portugal				Philipp II.			
Catharina v. Oesterreich		Joh. III. v. Portugal		Isabella v. Portugal		Karl V.	
Johanna die Wahnsinnige	Philipp der Schöne	Maria von Spanien	Emanuel I. von Portugal	Maria von Spanien	Emanuel I. von Portugal	Johanna die Wahnsinnige	Philipp der Schöne

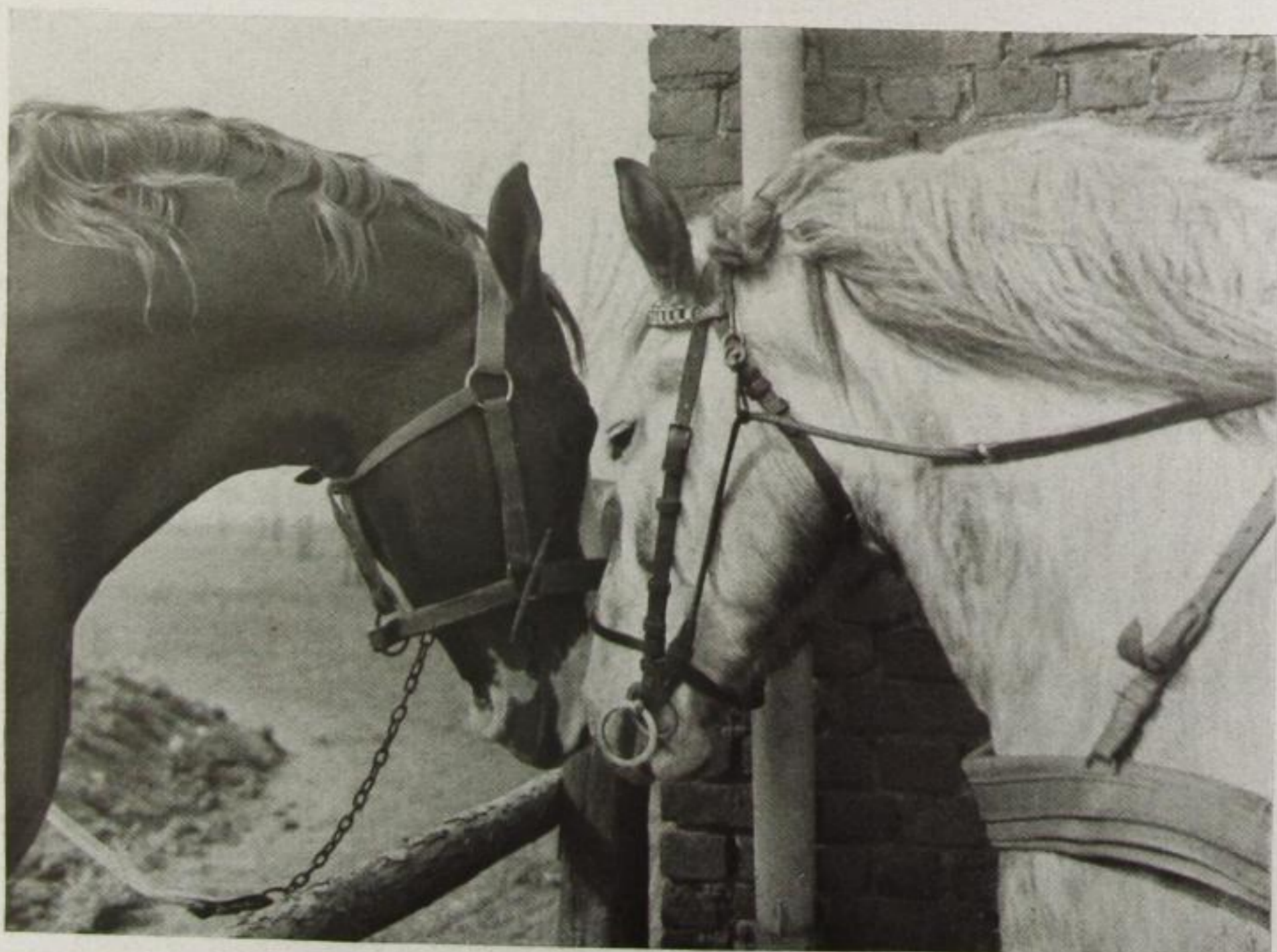
Hierzu ist noch zu bemerken, daß Maria von Spanien eine Schwester Johannas der Wahnsinnigen war. Eine solche Inzucht auf ungesunde Individuen muß zur Degeneration führen.

Ohne Zweifel hat man schon in alten Zeiten solche Folgen naher Verwandtschaftsehen beobachtet, und das gab Veranlassung zu religiösen und gesetzlichen



Franz Marc, Rote Pferde

Folkwang-Museum, Essen



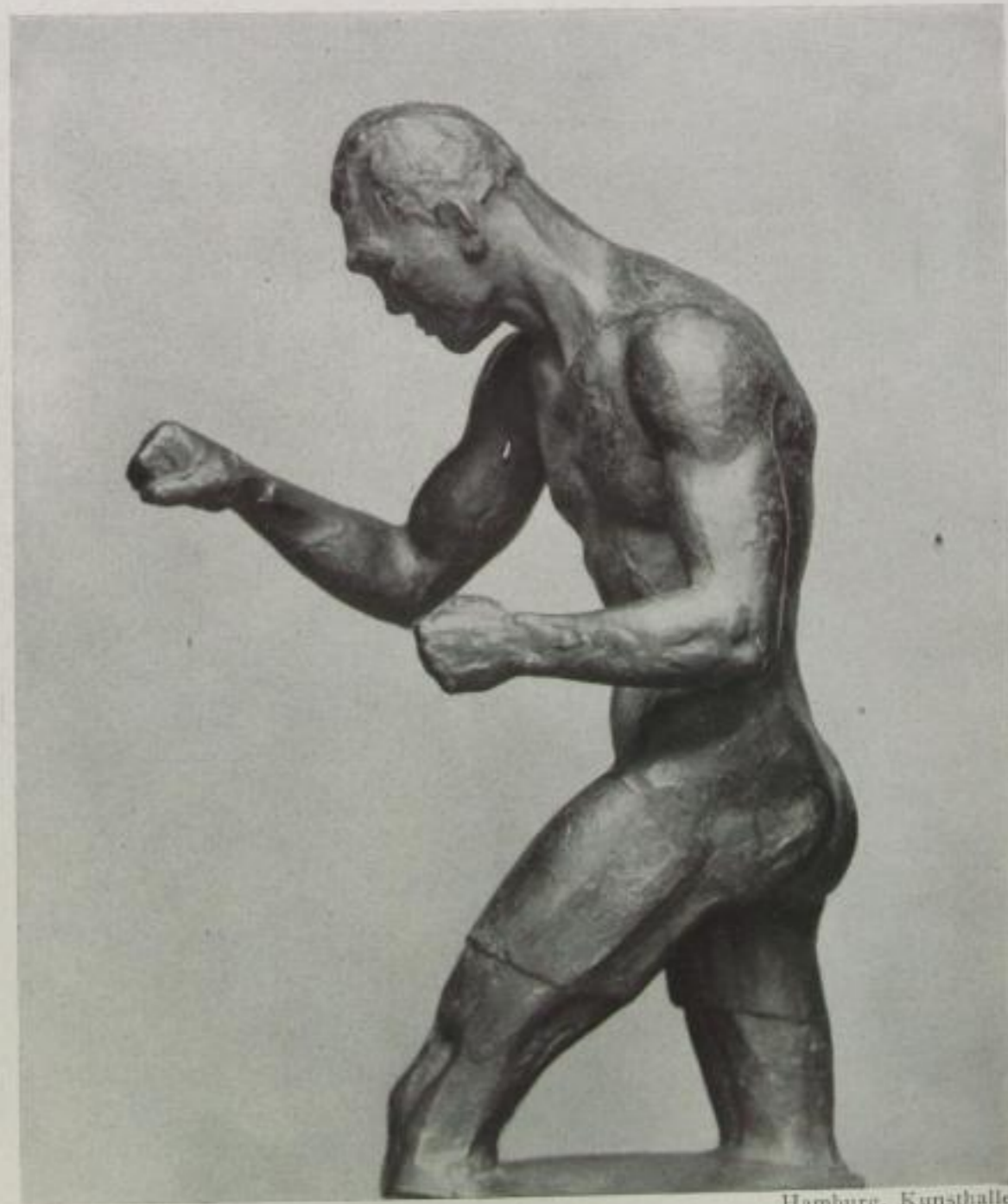
Liebespaar

Photo Seidenstücker



Edgar Degas, Scheues Pferd. Bronze

Zürich, Kunsthaus



Rudolf Belling, Max Schmeling. Bronze (1929)

Hamburg, Kunsthalle



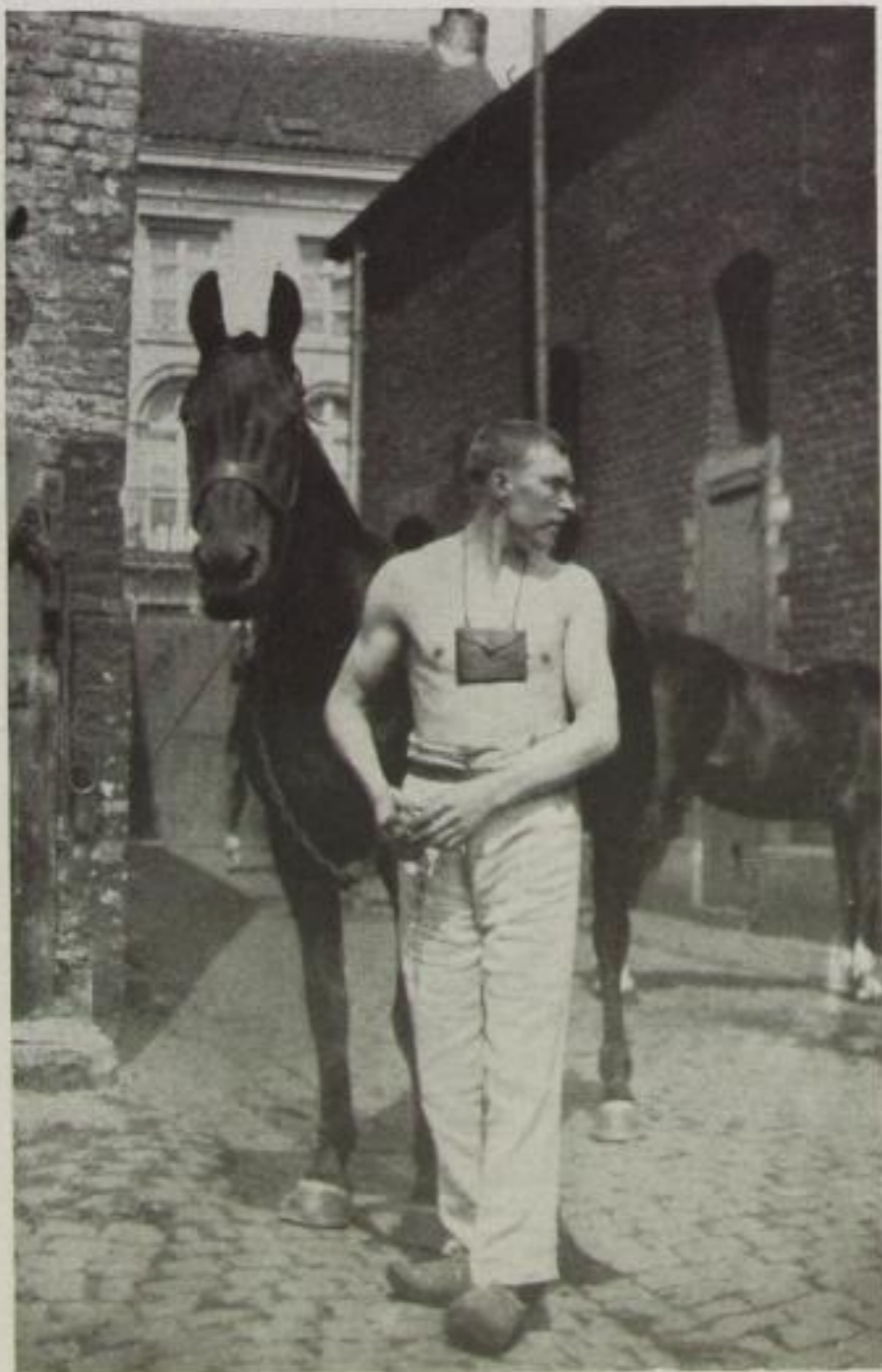


Rüpel

Photo Fr. Wisskirchen



Die Bildhauerin Barbara v. Kalckreuth mit einer  
Büste des Rennstallbesitzers  
Carl v. Weinberg



Pferdewärter

Photo Schuhmann



Der Jockey Otto Schmidt mit seinem Sohn

Photo Henschke

Verboten der Inzestzucht und nahen Inzucht. Es ist nicht richtig, wenn behauptet wird, der Mensch habe von Natur eine instinktive Abneigung gegen solche enge Verwandtschaftsehen; denn sie sind nicht nur bei primitiven Völkern ungemein häufig, sondern auch bei Völkern hoher Kultur in Gebrauch. Jahrtausende hindurch wurden die vermählten Geschwister Isis und Osiris verehrt. Das Herrschergeschlecht der Ptolemäer, bei dem die Geschwisterehe vorgeschrieben war, erfreute sich hohen Ansehens. Ohne Tadel berichtet der Geschichtsschreiber, daß Cambyses seine Schwester Atossa, daß Artaxerxes seine beiden Töchter geheiratet habe. Auch wir fühlen uns durch die Liebe von Siegmund und Sieglinde tragisch ergriffen, aber nicht instinktiv abgestoßen. Die alten Gesetzgeber sind daher auch in ihren Verboten nicht gleichartig. Solon erlaubte die Ehe von Halbgeschwistern, die in den mosaischen Gesetzen verboten ist. Letztere gehen überhaupt sehr weit. (Moses, 3. Kapitel 18 und 20). Bemerkenswert ist dabei die Bemerkung des Gesetzgebers, daß solche Delikte des Inzests und der nahen Inzucht in Aegypten Brauch seien und voraussichtlich auch im Lande Kanaan angetroffen würden. Ein Beweis, wie verbreitet diese Sitte bei den Völkern der damaligen Zeit gewesen sein muß. Da nun jene Verbote mit den Religionen verbunden waren, entstand eine Gleichsetzung der Begriffe der nahen Verwandtenehen mit dem einer verwerflichen, unmoralischen Handlung. Auch heute noch enthalten unsere Gesetze weitgehende Inzuchtverbote. (BGB. § 1310 und StGB. § 173). Man beruft sich zu ihrer Begründung auf die Statistik, wonach Minderwertige häufig Kinder verbotenen Inzests sind; man muß aber bedenken, daß die Eltern, welche die Gesetze übertreten, in vielen Fällen minderwertig (Tabiker, Psychopathen) sind und die Vererbung solcher Eigenschaften hier zur Wirkung kommt. Ehen zwischen Onkel und Nichte, zwischen Vetter und Base sind sehr häufig. Sie betragen mehrere Prozente aller Eheschließungen. Ein statistischer Nachweis irgendwelcher Schädlichkeit solch naher Verwandtschaftsehen konnte bisher nicht erbracht werden. Aber der Mensch ist kein ganz einwandfreies Versuchsobjekt für systematische Experimente auf diesem Gebiete, und die Forschung mußte hierfür andere Lebewesen wählen.

Kein Zuchtgebiet ist so geeignet, die Wirkungen der Zuchtmethoden zu verfolgen, als das der Vollblutzucht. Hier muß, wie in der Natur, das Untüchtige verschwinden.

Wir wissen, daß das ganze Gebäude der Vollblutzucht auf weitgehender Inzucht beruht. Alle in den Gestütsbüchern aller Länder aufgeführten Vollblutpferde stammen von etwa 40 Stuten und von 20 Hengsten, von denen im Laufe der Zeit die Abkömmlinge bestimmter Individuen immer mehr in den Vordergrund getreten sind. So spielen die drei Hengste Eclipse, Herod und Matchem eine überwiegende Rolle. Um zu zeigen, wie bedeutend die Inzucht in ihren Stammbäumen war, die nur 4 bis 5 Generationen von den aus dem Orient importierten Eltern entfernt waren, sei bemerkt, daß im Pedigree des 1764 geborenen berühmten Eclipse Listers Turk fünfmal, Old Hautboy achtmal, ferner rechte Geschwister aus der Grey Wilkes usw. vorkommen.

Die wiederum mit starker Inzucht aus Eclipse und Herod gezogenen Pferde waren den anderen so überlegen, daß im Jahre 1786 angeordnet wurde, sie

müßten ihrer Abstammung wegen drei Pfund Aufgewicht in allen Rennen tragen. Es gibt heute kein Vollblutpferd, das in seiner Ahnenreihe nicht jene genannten Hengste vielfach führt. So hatte der 70 Jahre später geborene Vedette (der Großvater des berühmten St. Simon) bereits Eclipse 25mal, Herod 27mal und Matchem 17mal in seinem Stammbaum. Diese starke Inzucht hat sich aus den Rennresultaten von selbst ergeben.

Wenn die Waldfrieder Zucht neben der Rennleistung (Konstitution) und dem Körperbau als dritten Faktor die Inzucht berücksichtigt hat, so ist dies aus wohlerwogenen Gründen geschehen und nicht aus einer Marotte, wie zuweilen behauptet worden ist.

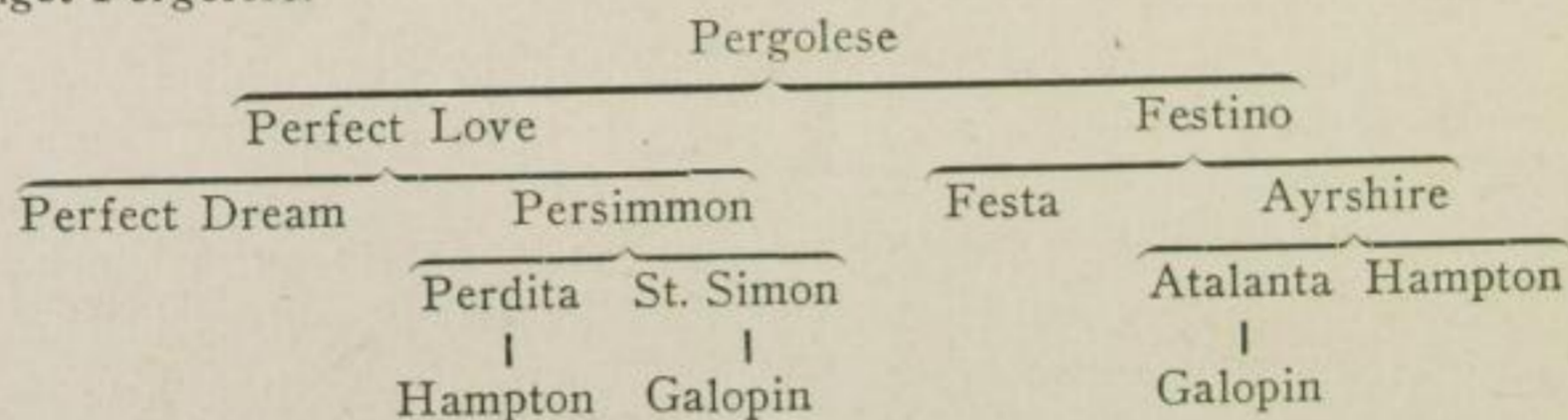
Die leitenden Ideen dieser Zuchtstätte will ich versuchen an einigen Beispielen klarzulegen.

Von den zahlreichen aus England, Irland und Amerika importierten und den selbstgezogenen Mutterstuten haben sich durch ihre Leistungen im Gestüt fünf ausgezeichnet. Es sind dies Festa (Irland), Anmut (Deutschland), Perfect Love (England), Grave and Gay (Amerika), Ladyland (England). Weitaus am erfolgreichsten ist Festa.

Die Aufgabe war nun die, durch passende Kreuzungen den Individualwert dieser Stuten möglichst stark zur Erscheinung zu bringen. Welche Methoden hierbei zur Anwendung kommen, will ich an dem Beispiel des Derbysiegers Augias zeigen, der deshalb besonders geeignet ist, weil er sicher kein Zufallsprodukt ist, wie dies durch die Leistungen seiner rechten Geschwister Aurelius und Augenweide bewiesen wird.

Wir gehen dabei von den beiden Festasöhnen aus; von Festino, der in der dritten Ahnenreihe Inzucht auf Galopin, und Fels, der Inzucht auf Hermit aufweist. Beides hervorragende Rennpferde, doch im Aeußeren sehr verschieden.

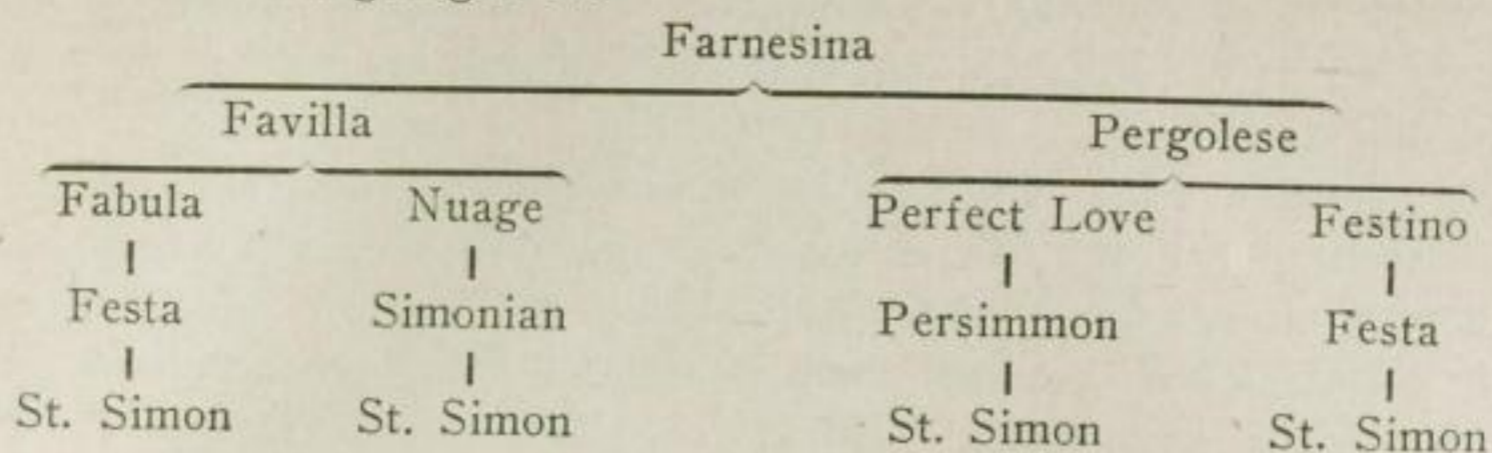
Die wertvollste Galopinlinie bei Festino ist die über St. Simon. Um diese herauszuheben, wurde eine Kreuzung mit einer Enkelin des St. Simon, mit Perfect Love versucht, die zugleich den Vorteil hat, daß ihre Großmutter und Festinos Vater Kinder des Hampton waren. Das Ergebnis war der gute Hengst Pergolese.



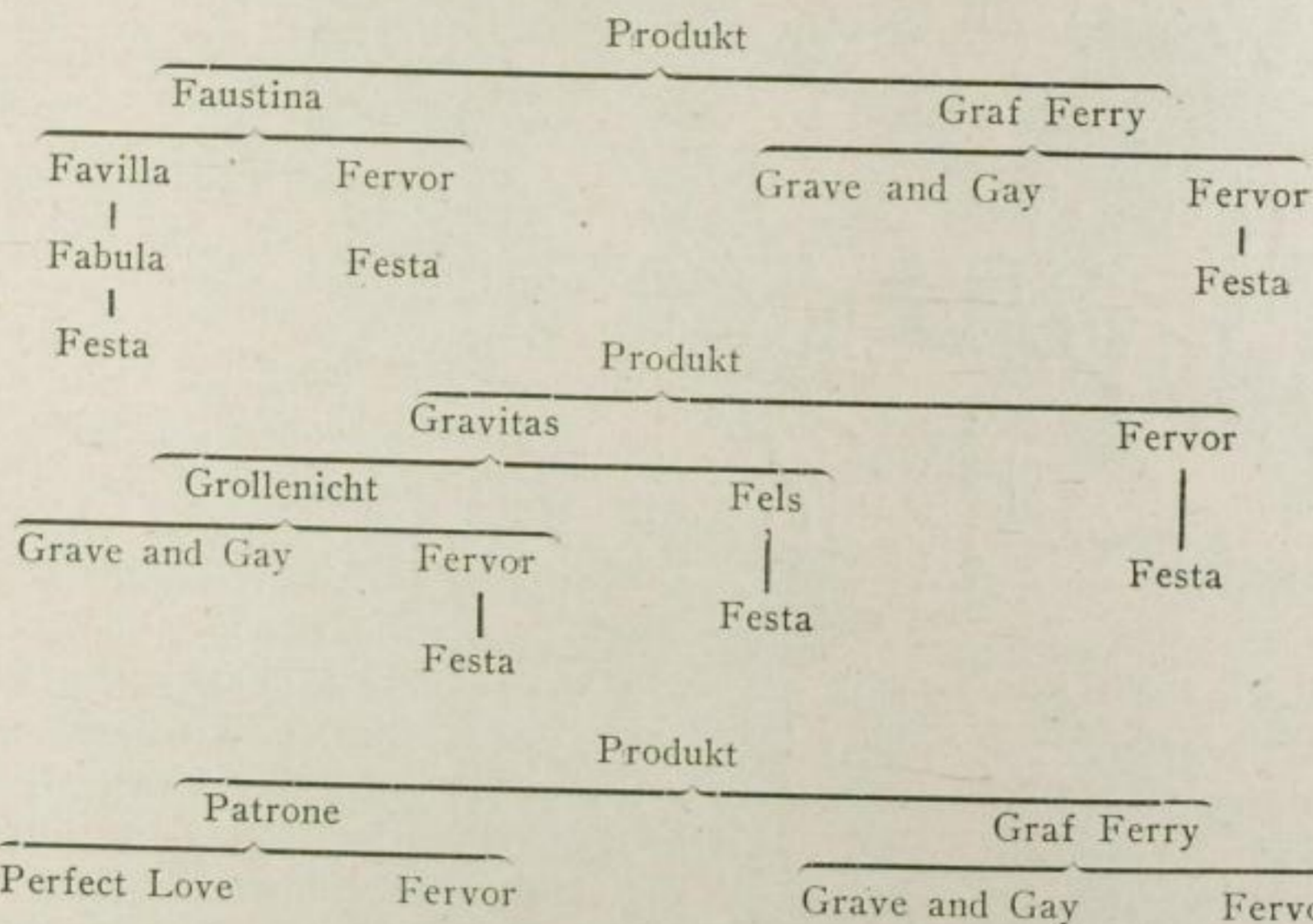
Eine der schönsten Töchter der auf der Rennbahn und im Gestüt erfolgreichen Anmut war die von Fels gezogene Augusta Charlotte; kein Rennpferd von Bedeutung, aber wertvoll durch die Vereinigung von Festa und Anmut. Sie zeigt eine etwas entferntere Inzucht auf Galopin.

Als Partner wurde Pergolese gewählt. Der Festinosohn paßte ausgezeichnet zur Felstochter, da in der dritten Ahnenreihe Festa zweimal vorkommt. Das Produkt war Augias. Er enthält fünf Linien von Galopin, je zwei von Hampton und von Hermit usw.

Um ein anderes Beispiel für die Benutzung von Pergolese durch Inzucht zu zeigen, will ich die Siegerin im deutschen Stutenpreis Farnesina anführen, die aus der Favilla gezogen ist.



Diese Stute wurde mit Fervor gepaart, die so gezogene dreijährige Stute Fervida, die also Festa 3mal und St. Simon 5mal im Pedigree enthält, befindet sich im Rennstall. In ähnlicher Weise sind verschiedene andere Dreijährige gezogen, wie Audax (Fervor — Pergolese), Avolo (Fels — Festino), Meton (Fels — Festino), Pelopea (Fervor — Fels) usw. Ich möchte nur aus dem Deckplan des letzten Jahres die Pedigrees einiger Produkte anführen, in denen Fervor (Galtee More — Festa) sich anhäuft, um die Konsequenzen zu zeigen, zu denen systematisches Weiterschreiten führt:



Man wird bemerken, wie hier die rein amerikanisch gezogene Stute Grave and Gay hineingezogen ist. Ganz ähnlich ist in anderen Fällen die bewährte Ladyland benutzt worden, deren Felstochter von Fervor Lampos brachte. Da Ladyland von Kendal, dem Großvater Fervors, aus der Glare von Ayrshire, dem Vater Festinos stammt, ergeben sich hier interessante Möglichkeiten der Inzucht. Es muß bei diesen Inzuchten immer wieder daran erinnert werden, daß sie mit einem System verbunden sein müssen, bei dem die Rennprüfung die natürliche Zuchtwahl ersetzt.

Zusammenfassend läßt sich vom biologischen Standpunkt folgendes sagen: Wir wissen heute, daß die verderbliche Eigenart der einzelnen höheren Lebewesen auf einer großen Zahl verschiedener Faktoren (Chromosomen) beruht, daß diese sich bei der Befruchtung nach Wahrscheinlichkeitsgesetzen verteilen, die man die Mendelschen Gesetze nennt. Ein Teil der Erbfaktoren wird bei der Entwicklung des befruchteten Eies eliminiert. In jedem Individuum sind in den Samenzellen neben den normalen auch vereinzelt anormale, krankhafte Faktoren enthalten. Die Wahrscheinlichkeit, daß diese im Bau oder in den Organen einzelner Nachkommen deutlich zutage treten, wächst außerordentlich, wenn die gleichen anormalen Erbfaktoren sich in den Samenzellen beider Eltern vorfinden. Je näher die Verwandtschaft der Eltern ist, um so leichter ist dies Zusammentreffen zu erwarten. Der fehlerhafte Erbfaktor wird ent-

weder beiderseitig eliminiert, oder er wird von einem der beiden Eltern vererbt und bleibt latent, oder er tritt verdoppelt auf und kommt zur Erscheinung. Wenn nun die natürliche oder zweckmäßig geleitete künstliche Zuchtwahl eingreift und die Individuen der dritten Gruppe ausscheidet, und diese Methode durch mehrere Generationen fortgesetzt wird, dann muß auch die Zahl der Individuen der zweiten Gruppe immer mehr abnehmen, und man kann so zu seinem Stamm ohne fehlerhafte Erbanlagen gelangen, bei dem dann auch Inzest keine Gefahren mehr in sich birgt. Der biologische Wert der Inzucht besteht somit darin, daß sie die beste Methode liefert, um das Gute und Schlechte der



Hans Aufseeser

Erbanlagen zu sondern, die Maske von verborgenen Fehlern wegzuziehen und auf diese Weise den Fortschritt zu verbürgen. Mit Recht sagen die amerikanischen Forscher East und Jones (Inbreeding and Outbreeding, Philadelphia und London 1919): „Wenn einmal die Inzucht Schlechtes ans Licht bringt, dann ist sie deswegen ebensowenig zu tadeln wie der Detektiv, der ein Verbrechen aufdeckt. Statt verdammt sollte sie belohnt werden.“

Es läge nun nahe, solche Betrachtungen auf den Ausgangspunkt dieser Betrachtung, die Verhältnisse beim Menschen, zu übertragen.

Man findet in Werken über Eugenik und Sozialanthropologie tatsächlich Hinweise auf die Bedeutung der Inzucht, ob es aber jemals gelingen wird, die uns so nötigen erstklassigen Männer systematisch auf diese Weise heranzuzüchten, muß leider bezweifelt werden.

# ZIGEUNER

Von

CHRISTA HATVANY-WINSLOE

Man erfährt nichts, man weiß nichts. Man meidet sie, man liebt sie, man fürchtet sie, verachtet sie — warum? — Man sagt dir: weil sie Zigeuner sind. Einmal gab es einen ganz wißbegierigen alten Herrn, einen habsburgischen Erzherzog. Er baute ein schönes, weißes Dorf mit einer Kirche, einer Schule und einem Stadthäuslein, er ließ die Zigeunersprache studieren und eine Grammatik drucken. Er fing ihre Lieder ein in kleine bunte Bücher, er gab den Zigeunern Grund und Boden. Wenn er Gäste hatte, ging er seine Zigeuner besuchen und war stolz auf seine Schöpfung. Da war einmal ein heißer, staubiger Frühlingstag. Akazienduft lag über dem Dörflein. Der alte Herr jagte daher mit seinen ungeduldigen Pferden und lauten Gästen — Musik wollten sie hören, die Zigeuner sollten spielen und die Mädchen tanzen.

Der Wagen hält, die Herren springen heraus: „Hé cigány — hé zene!“ Kein Laut weit und breit. Alles tot. Kein Hündlein kläfft, kein braunes Kinder Gesicht lugt um die weiße Haus-ecke. Nun lauter: „Zigeuner, he Musik!“ Die Antwort ist Toten-stille. Totenstill liegen die weißen Häuser, verlassen die Kirche, einsam das Gasthaus. Irgend-wo, im Wald oder im Graben, fern von Landstraße und Men-schen, unter Lumpenzelten und Wagen liegen sie wieder wie seit tausend Jahren, die durchgebrannten Zigeuner. Einmal wurden hundert-undfünfzig Zigeuner gehängt. Männer, Frauen, Kinder. Warum? Wegen Menschenfresserei. War es Wahrheit oder Vermutung? Vermuten kann man von Zigeunern alles, die Wahrheit aber nie erfahren.



Lovis Corinth

Der Pfarrer traut wohl die Zigeuner, wenn sie es wünschen, aber beerdigen tut er sie nicht. Ist eine Hochzeit im Dorf, da feiern alle mit, da gibt's viel Lärm und Geschrei, Musik und Musik und Musik. (Der feurige Nationalmarsch der Ungarn, der Rákóczi-Marsch, der stammt von Czinka Panna, der Zigeunerin.) Aber stirbt einer, so gehen sie leise bei Nacht hinter die Kirchhofmauer, und nur eine dünne, weinerliche Geige summt den letzten Abschiedsgruß dem müden Musikanten ins Grab. Nicht alle Zigeuner lassen sich trauen, nur die Musiker. Die anderen bestellen den Vajda, das Oberhaupt ihres Clans, dann hängen sie Tücher und Decken zu den Fenstern ihrer kleinen Häuser heraus als Festschmuck. In jedem Dorf oder Städtchen gibt es so ein kleines, schmutziges Zigeunerviertel. Es gibt dort immer Zigeuner, aber sind es immer die gleichen? Wer weiß? Die Häuser sind niedrig und schief. Vor den Fenstern hängen Lumpen. Oft kann man hineinschauen: ein spärliches Lämpchen brennt, und die Familien lagern auf dem Boden. Möbel kennen sie nicht. Nur Tücher, Stoffe und Musikinstrumente. In ihrem Privatleben gibt es keine Eitelkeiten. Ich sah einmal einen jungen Zigeuner, der nur mit einem Hemd und steifem schwarzen Filzhut bekleidet vor seiner Hütte saß. Mich grüßend, nahm er mit ironischer Grandezza den Hut vom Kopf — da rieselte ein Regen von Zigaretten über seinen Kopf hinab auf die nackten, braunen Beine. Wo soll man denn auch die Zigaretten lassen, wenn man im Hemd ist!

Und es ist gar nicht gesagt, daß er nicht in kurzer Zeit, im Ritz in Paris im roten Frack aufspielend, die schönsten Frauen verführt. Denn die Zigeuner-Primas' kommen alle aus diesen Erdlöchern und Planwagen. Auch Rigó Jancsi, der die Prinzessin Chimay verführte, sie heiratete und sogar nach Ungarn brachte, um sie seinen Eltern vorzustellen.

Kein Fest, kein Markt, kein Ereignis irgendwelcher Bedeutung ist denkbar ohne die Zigeuner. Es ist auch in den Schlössern auf dem Land noch keine ausgestorbene Sitte, Zigeuner zu haben, wenn es eine „Mulatság“ geben soll. Dieses Wort ist schwer zu übersetzen. Es bedeutet: Ausgelassenheit, Alkohol, Andacht, Ermüdung, Wiederaufpeitschen der Stimmung durch die Musik, die ihr Tempo steigert und steigert, bis alt und jung wie irre Derwische um den Zigeuner tanzen, tanzen, tanzen. Bis man alles Geld aus der Tasche reißt und es dem Primas an die Stirne klebt, oder ihn umarmt und küßt, oder ihn auf die Schulter nimmt und im Triumph herumträgt.

Huzd rá cigány csak azért is,  
Ha mindjárt az ingemért is!

„Streich nur Zigeuner, für alles, was ich hab, auch für mein Hemd . . .“ Alles wird ihm hingeworfen bei solchen Festen, auch das Hemd, wenn sonst nichts mehr da ist. Er soll „streichen“, seinen Bogen über die Geige streichen, noch und noch und noch.

Man braucht sie, liebt sie und verachtet sie. „Zigeuner“ ist ein Schimpfwort. Ein ganz heruntergekommener Bettler, ein alter Mann aß seine Suppe auf den Küchenstufen. Aus Uebermut, aber auch weil er so schön war, sagte ich ihm: Ach, du bist ein Zigeuner! Schweigend setzte der Alte die Suppe auf die Treppe und ging davon.



# ZIGEUNER, MAGIE, KARTEN

Von

ADELE v. FINCK

Mit dem Wort Zigeuner verbindet sich für uns der malerische Begriff Zigeunermusik, Diebsgesindel, Lug und Trug.

Neugierig sieht jeder dem durchziehenden Zigeunerwagen mit zerlumpten Weibern, bettelnden Kindern, Pferden und Affen nach, aber man ist froh, wenn sie, ohne größeren Schaden hinterlassen zu haben, das Dorf oder den Markt verlassen haben.

Woher kommen sie und wer sind sie? Diese ewig flüchtigen, rastlosen, geschmeidigen Figuren mit der Hautfarbe hellgerösteter Kaffeebohnen, be-



weglich, sprungbereit wie Katzentiere, die nervös besorgt ihre Beute hüten müssen, ewig Feinde witternd, nirgends zu Hause. — Glänzende, dunkle Augen mit brennendem Blick, langen, seidigen Wimpern.

Am besten erkennt man ihren uralten Stammbaum an den feinknochigen Gelenken, den schlanken Fingern, ähnlich den edlen Händen der Inder und den Abbildungen alter ägyptischer Hände.

Was mag diese Rasse, von der nur noch spärliche Gruppen zurückgeblieben sind, hinter sich haben, welche Hochflut von Kunst und Kultur bis zu Verfall und Degeneration?

Sie wissen uns nichts von ihrer Vergangenheit zu erzählen, nur widersprechendes, verworrenes Zeug, — Aufzeichnungen scheinen verloren. —

So wie das Schicksal erbarmungslos Rassen fortwischt, um anderen Platz zu schaffen, so werden wohl auch diese Nachzügler eines erloschenen Stammes in kürzester Zeit sang- und klanglos vom Erdboden aufgeschluckt sein.

Nach alten Ueberlieferungen der hebräischen Geheimlehre der Kabbala zu urteilen, bedeutet jede Rasse, jedes Volk eine ausgeprägte Idee Gottes, also einen Teil der göttlichen Kraft.

Diese Idee tritt als Mission des betreffenden Volkes in Erscheinung, und sobald sie erfüllt ist, sorgt die göttliche Natur für Ablösung, bzw. für den Untergang des Volkes, um neuen Ideen Gottes Geltung zu verschaffen.

Die Wiege des Zigeunerstammes soll in Indien gestanden haben, man nimmt eine Mischung indischen und mongolischen Blutes an. Zigeuner fand man in Aegypten, später in Böhmen, Spanien, Bayern, Schwaben und England rastlos ihrem Wandertrieb gehorchend.

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts erschienen sie, von Ungarn, Böhmen kommend, geführt von einem Hauptmann, der sich den hochtrabenden Titel Herzog von Aegypten zugelegt hatte, in Frankreich. Um Mißhelligkeiten zu vermeiden, gaben sie sich als ehrsame Christen aus. Sie beteuerten, aus Aegypten zu stammen; von Christen unterjocht, hatten sie zwangsweise, um nicht getötet zu werden, die christliche Lehre angenommen und sich taufen lassen. Sie lebten in Kommunismus, in Weibergemeinschaft, die Weiber und Kinder waren in bunte Lumpen gehüllt, mit mehr oder weniger wertvollem orientalischen Schmuck und Münzen behangen, in den Ohren große Silber-  
ringe.

Sie achteten zum eigenen Vorteil den Besitz anderer nur gering. Wegen ihrer beständigen Diebereien und sonstigen Unfugs mit magischen Künsten wurden sie bald aus Frankreich ausgewiesen, so zog ein Teil von ihnen nach Nordspanien und von dort zu den Arabern, andere wanderten nach Bayern in die Regensburger Gegend, um dort in den Flüssen nach Gold zu suchen; manche wurden in den Wäldern oder einsamen Gegenden sesshaft, sie nisteten sich in Erdhöhlen mit einem Zeltdach darüber ein; mehrere große Familien hausten so bunt durcheinander zusammen.

Die Männer beschäftigten sich mit Schmiedearbeit in geschickter Weise, die Haupttätigkeit der Frauen bestand in Quacksalbereien, Herstellung von Liebestränken und Zauberei aller Art. Ritter und Edeldamen gaben sich dort heimliche Stelldichein oder holten sich Rat und Zaubermittel, hauptsächlich Liebestränke und Amulette.

Das Volk ergötzte sich an den akrobatischen und Seiltanzkünsten, Taschenspielereien und wilden Tänzen dieser gelenkigen, geschmeidigen Burschen und Mädchen; aber nirgends konnten sie sich lange halten, da jede Schandtat, wie Brunnenvergiftungen, Kinderraub, Brandstiftung und Diebstahl ihnen als Sündenböcken in die Schuhe gerschoben wurde. Auch hielt man ihr Christentum für Heuchelei, man bezichtigte sie, mit dem Teufel im Bunde zu stehen. Die Bekanntschaft mit den härtesten Strafen und der Folter waren nicht selten die Folge.

Bei diesen geächteten Menschen fand man ein ängstlich gehütetes Buch mit seltsamen unverständlichen Bildern und kabbalistischen Zeichen, die in Form von gleichmäßig großen Täfelchen angeordnet waren, es stellte eine Zusammenfassung von allerhand Offenbarungen der alten, vergangenen Welt dar, gleichsam einen Schlüssel zu ägyptischen Hieroglyphen, magische Operationen



Zigeunerhöhle

Photo Dr. Schmitz

*Junge Damen, die am englischen Hof debütierten*



Miß Ulrica Thynne



Miß Sybil Pitman



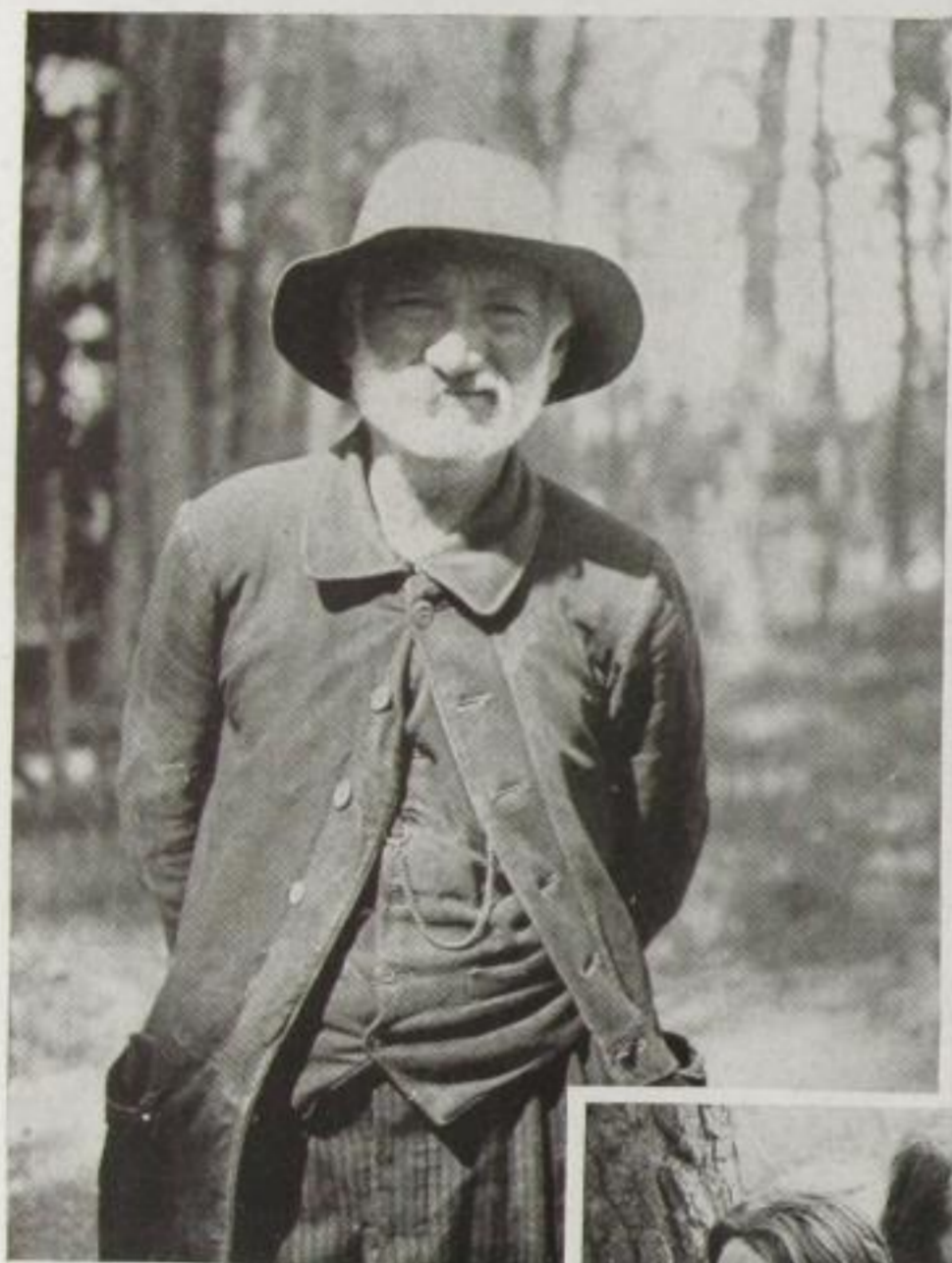
Marquise de Casa Maury



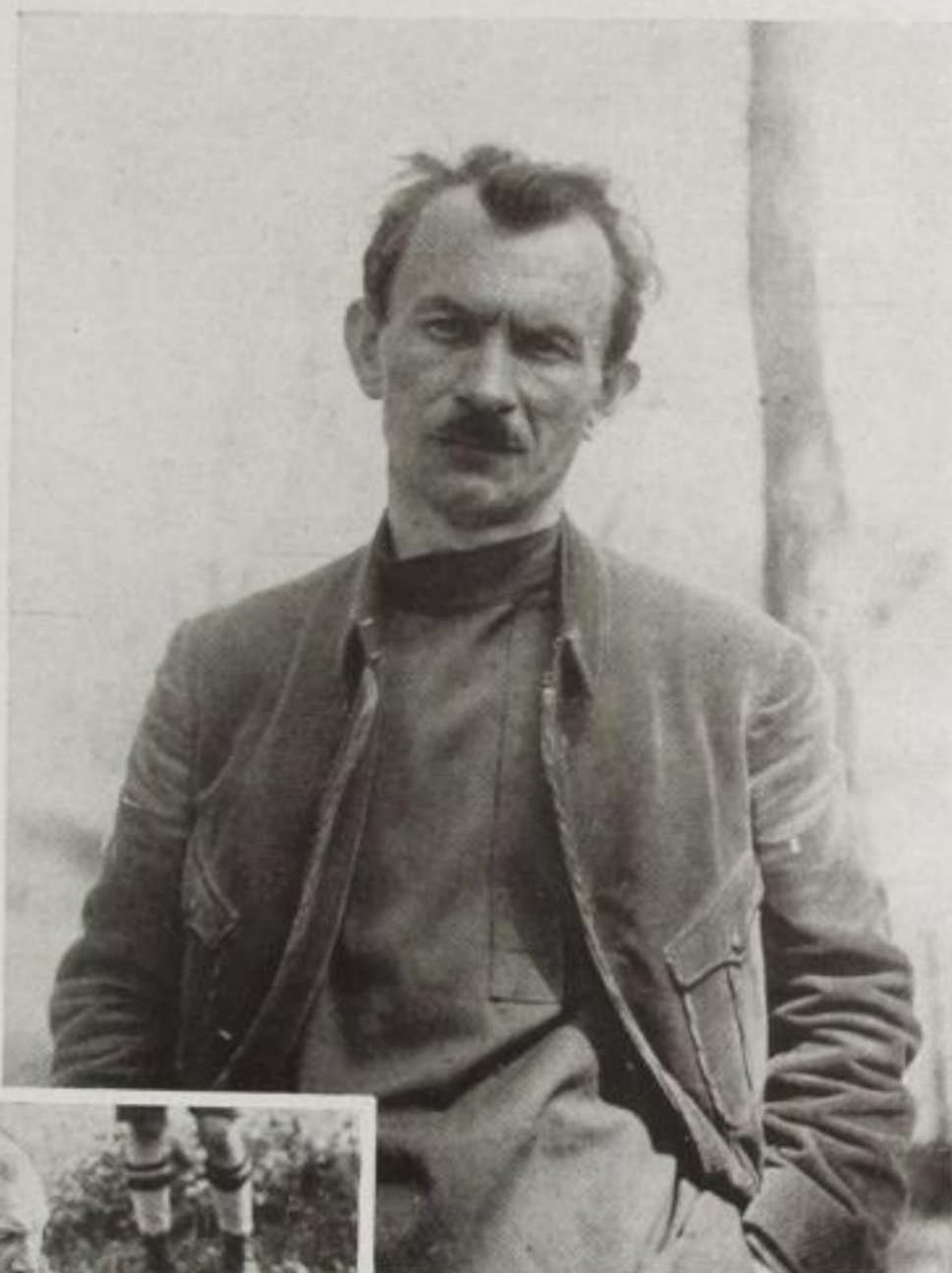
Mrs. Dudley Coats

Photos Dorothy Wilding, London  
Miß Violet Stephenson

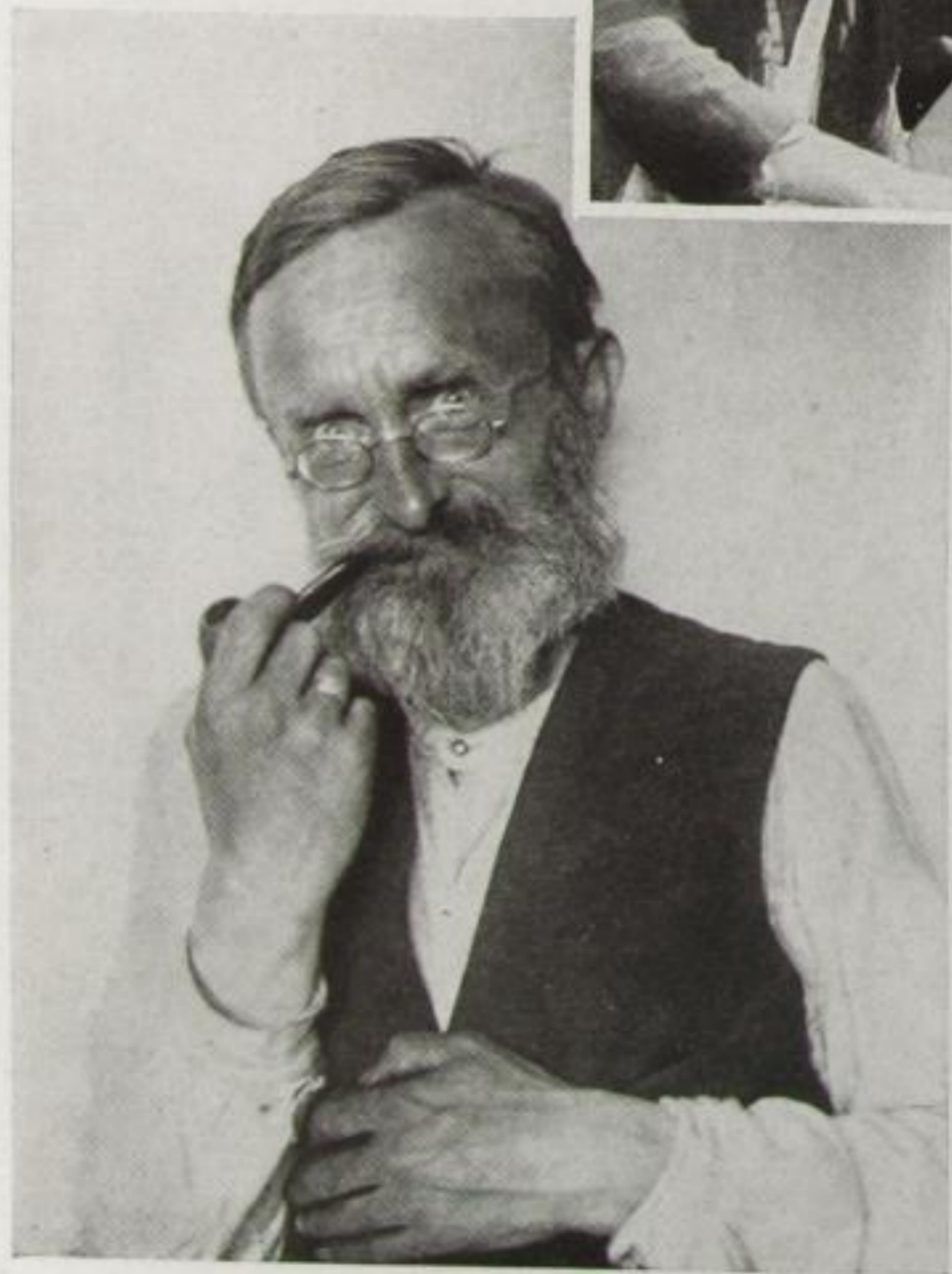
*Vagabunden, die beim Kongreß in Stuttgart zusammenkamen*



Alter Kunde



Der Vagabundenführer  
Gregor Gog



Studienrat Roltsch



Photos Dr. G. M. Pazaurek  
Sigi aus Leipzig

Die Naturapostel Gusto Gräser und  
Sophus Ackermann



Photo Süßmann

Zigeuner



Photo Lucius

Zigeunerlager

andeutend, es bestand aus 78 Kartenbildern, Symbolen, die in Verbindung mit Buchstaben der Kabbala gebracht worden sind. Es war das Buch Thoth, eines der wenigen Bücher, die bei dem großen Brand der alexandrinischen Bibliothek unversehrt blieben. Wie dieses Buch, welches nur für Eingeweihte und Priester bestimmt war und wie ein Heiligtum geehrt gehalten wurde, gerade in die Hände der Zigeuner geriet, weiß man nicht. Es ist bekannt, daß die alten ägyptischen Priester sich dieser Kartenbilder aus dem Buche Thoth bedienten, um dem Volk das Schicksal zu enthüllen, um Ratschläge bei wichtigen Unternehmungen zu geben oder Schicksalsschlägen auszuweichen oder wenigstens sie abzumildern.

Diese ersten bekannten Kartendeutungen bestanden in magischen Operationen, die nur Eingeweihte mit ganz besonderen Fähigkeiten und langjähriger Schulung ausüben durften.

Die Kartenbilder waren auf goldene und silberne Blättchen eingeritzt, später verwendete man Pergament und weiterhin Papier.

In Persien findet man die Karten in äußerst künstlerischer Arbeit mit astrologischen Anordnungen versehen, in Lackarbeit ausgeführt, sie befinden sich in ganz vereinzelt Exemplaren in Händen von Sammlern.

Die Mongolen hüteten die Geheimwissenschaft der Karten mit größter Sorgfalt, die sorglosen Zigeuner indessen schleppten die Kartenkünste mit auf ihre Wanderungen, plauderten sie gewissenlos aus und erniedrigten sie zu materiellen Zwecken.

Jaquemin Gringoneur, ein Maler aus der Zeit Karl VII. von Frankreich, benutzte die uralten Symbole des Alphabets der Kabbala zu einem Kartenspiel. Er stellte mit seiner künstlerisch angeregten Phantasie Figuren, Könige, Königinnen, Buben usw. für ein Kartenspiel zusammen, um dem alternen, in Schwachsinn verfallenen König eine Zerstreuung zu bieten. Der König verstand den tiefen Sinn der Kartenbilder nicht und gebrauchte sie nur zu kindlichen Spielereien; dieses waren nun die Piquetkarten, die noch heute in mehr oder weniger veränderter Form in Gebrauch sind.

Erst im 18. Jahrhundert blühte in Frankreich das Wahrsagen mittelst Karten auf, indem ein Mann namens Etteilla, früherer Barbier und erfinderischer Bursche, Tarotkarten, wie man sie nun nannte, nach einem alten von Zigeunern hinterlassenen Kartenspiel zeichnete und sie mit großem Erfolg in der Gesellschaft einführte; er gab verschiedene Varianten heraus. Auch in Spanien erschienen bald darauf allerhand Spiel- und Wahrsagekarten unter dem Namen „Naipes“ (wie auch heute noch Karten auf spanisch genannt werden): da sieht man Schwerter, Stöcke, Becher, Dukaten usw., die auch heute noch gedruckt werden. Später erwarb sich die Lenormand durch ihre hellseherische Begabung große Berühmtheit, sie bediente sich der Tarotkarten des Etteilla und auch der Piquetkarten; ihre interessantesten Fähigkeiten waren aber ihre chiromantischen Kenntnisse und Künste. Sie war es, die Napoleon sein Schicksal enthüllte, seinen Aufstieg und seinen Fall; bemerkenswert ist, daß sie Jahre vor seinem Unglück immer wieder bestimmte, in gleicher Folge wiederkehrende Karten um Napoleons Person sah, die seine Niederlage und Gefangenschaft auf St. Helena ankündigten (siehe Seite 473).

Auch bei Kaiser Paul I. von Rußland, der, anfänglich Gegner Frankreichs, 1800 aber Verbündeter Napoleons gegen England war, 1801 ermordet wurde, traten schon ein Jahr vor seiner Ermordung immer wieder dieselben zwei Karten auf. (Untenstehend.) Auch Kaiserin Josephine, die bekanntlich große Geschicklichkeit im Kartenlegen besaß, wurde vor jedem größeren Unternehmen von Napoleon aufgefordert, die Karten zu befragen, auch ihr begegnete dieselbe Kartenlage wie der Lenormand, die Niederlage und Gefangenschaft anzeigte.

Aber wie kommt es, daß Karten mit solcher Präzision dem Konsultanten antworten? — Mit einem überlegenen Lächeln läßt sich die Sache nicht abtun.

Aus dem Buche Thoth, dessen Buchstaben und gleichbedeutenden Zahlen, die jede eine in sich abgeschlossene Idee darstellt, hat sich die Gestalt des Tarots in mannigfachen Wandlungen bis in unsere Zeit erhalten. Diese



Karten bieten medial und sensitiv veranlagten Menschen nicht zu unterschätzende Anhaltspunkte. Wenngleich die sensitiven Medien des 18. Jahrhunderts bis zur heutigen Zeit die eigentliche Bedeutung der Tarotkartenbilder nicht ganz verstehen, so werden beim Anblick der Karten doch ganz bestimmte Vorstellungen ausgelöst. Sie vermischen sich mit dem Unterbewußtsein des Konsultanten, der die Karten aus der Hand des darbietenden Operateurs gezogen hat. Dieser kommt sodann in einen mehr oder weniger unbewußt hellsehenden Zustand, der ihn ermächtigt, das Schicksal des Konsultanten er-

klären zu können. Man denke sich diesen Zustand etwa wie ein Zwiegespräch des Astralwesens des Operateurs mit dem Astralwesen des Konsultanten; irgendwelche schwarz magischen Funktionen spielen hier keineswegs mit. —

Es versteht sich von selbst, daß ein erfolgreiches Kartendeuten nur den Menschen gelingt, die Gaben des Hellfühlers besitzen und auch die Fähigkeit haben, diesen Zustand willkürlich hervorzurufen, es gehören auch psychologische Kenntnisse dazu, um die Wahrnehmungen richtig zu dosieren, und auch Bildung und Taktgefühl, um empfindlichen Naturen auch weniger angenehme bevorstehende Geschehnisse schonend beizubringen, dem letzten Endes dient das Kartenlegen nur dazu, um Menschen frühzeitig vor schwierigen Lagen, denen sie eventuell ausbiegen können, zu warnen, auch um verzweifelte Menschen zur Geduld zu ermahnen, die günstigen Zeiten, die bald eintreten abzuwarten.



# DIE BRUDERSCHAFT DER VAGABUNDEN

Von

GUSTAV M. PAZAUREK

Ein buntes Gewimmel von Kunden aller Schattierungen, aller deutschen Länder, aller Altersklassen, der verschiedensten Bildungsschichten. Die Kunden haben sich ein Stelldichein in Stuttgart gegeben. Der Ruf ging an alle, doch es kamen bei weitem nicht die Tausende, die man erwartete. In einem ideal schön gelegenen Waldheim haben sie einander getroffen. Neben den alten verwitterten Gesellen der Landstraße überwiegt das rein geistige Element, dessen markanteste Vertreter die Redner stellen. Der Kunde von heute ist auf den ersten Blick als solcher gar nicht zu erkennen: Tippelbrüder und die Mädchen sehen größtenteils wie Mitglieder der Jugendbewegung aus, frische, gesunde, sonnegebräunte Gestalten, mit der Geige oder der Gitarre auf dem Rücken, in farbenfrohen Anzügen, die Mädchen in Reformkleidern. Der eigentliche Typ der Tippelschickse ist im Aussterben. Die vagabundierenden Mädels sind meist Arbeiterkinder, die durch eine Begegnung mit einem Kunden eine Sehnsucht nach der Landstraße überkam, die aber im gegebenen Moment wieder den Weg zurück zu den Ihren finden. Die wenigen echten Mädels der Landstraße, denen das lebenslange Tippeln zum Schicksal wurde, haben ihr Aeußeres dem Wandervogel angepaßt, damit sie mit der Polizei nicht in Konflikte kommen. Wenn sie auch alle in der Bruderschaft zusammengeschlossen sind,

so lebt doch jeder nach seinem Kopf. Malerisch wirken die Waldmensen in ihren Phantasiekostümen, rein äußerlich die auffallendsten Vertreter unter den Kunden.

Jeder hat sein eigenes System, um die Welt oder wenigstens seine nächsten Mitmenschen zu bekehren. Der Hamburger Sophus Ackermann verkündet auf



Karl Holtz

großen Plakaten, daß seine „Wendepunkt-Gemeinschaft“ allen arbeitslosen Tippelbrüdern Verdienst ermöglicht. Gusto Gräser, der vor dem Kriege lange in Stuttgart war, wandelt verklärt in seiner selbstgebastelten Kleidung. In einer anderen Ecke sitzt ein langhaariger Naturapostel mit seiner ganzen Familie. Wie das Tuppeln zum Erlebnis wird, das den ganzen Menschen umkehrt, zeigt das Beispiel eines Studienrates a. D. Karl Roltsch. Jawohl, ein richtiger Studienrat, den plötzlich ein so starker Wandertrieb überkam, daß er seine bürgerliche Stellung aufgab und noch im Alter ein Kunde wurde. Im letzten Jahr ist er 6000 Kilometer getuppelt, dann hat er in Frankfurt Winterquartier gemacht und dem Soziologen an der Frankfurter Universität seine Bücherei geordnet. Jetzt will er von Stuttgart die berühmte „Heerstraße“ von Wanderarbeitsstätte zu Wanderarbeitsstätte, von Nord nach Süd durch Württemberg ziehen. Am meisten freut er sich aber auf das Hopfenzupfen im Herbst im Frankenland, das die Kunden aus allen Gauen anzieht. Wie er versichert, möchte er die als Kunde erworbene Freiheit um nichts in der Welt wieder hergeben, er schlägt sich zur Not durch mit Artikeln, die er in großen deutschen Zeitungen veröffentlicht. Er führt sein ganzes „Belegmaterial“ und ihm auf Umwegen nachgesandte Bürstenabzüge mit sich, und die Kunden drängen um ihn, die Artikel zu lesen. Er meint, mit dem Fichten bringe er es nicht weit. Nur einmal in Bonn hat er die „Klinken geputzt“, und als er nach 2 Stunden 31 Pfennig beisammen hatte, ging er verschütt. Nein, da ist das Artikelschreiben doch einträglicher und gefahrloser!

Unter all den Kunden ragt aber hervor der ungekrönte König der Vagabunden Gregor Gog. Obwohl in Sonnenberg bei Stuttgart sesshaft geworden, ist er doch durch und durch Kunde. Er leitet die Bruderschaft, er ist ihr geistiger Führer und der Herausgeber der Zeitschrift „Der Kunde“. Schon darin drückt sich aus, daß er als reiner Idealist der Bewegung von der literarisch-geistigen Seite aus zu Leibe geht. Er hielt auf dem Treffen die Programmrede. Nicht nur zu den Kunden sprach er, deren insgesamt vielleicht 250 erschienen waren, vielmehr übte er auf die vielen „Schlachtenbummler“ — neben den Pressevertretern aller großen deutschen Zeitungen interessierte sich auch die Polizei für die Tagung — den Eindruck eines Menschen aus, der der Märtyrer seiner Idee ist. Gog ist kein guter Redner, und doch hat er etwas Faszinierendes.

Die Bruderschaft ist angeblich unpolitisch. Eine Tendenz zum Kommunismus ist unverkennbar, doch liegt diesen weltentrückten Ekstatikern jede Gewalt fern. Sie haben gar kein Verhältnis zu ihrer Umwelt. Mit stoischer Gelassenheit blicken sie auf ihre bürgerlichen Brüder, die sie anstauen, vielmehr sie blicken durch sie hindurch, als wären sie Luft und gar nicht vorhanden. Unbeschwert von Zukunftssorgen, nur dem Augenblick lebend, sind sie stets heiter, immer unbekümmert. Und dann flackert plötzlich in ihren Augen etwas auf, etwas Unstetes, Ruheloses. Man sieht ihnen den Hunger an, nicht nur den physischen, nein, einen Hunger nach dem Erlebnis. Gog verglich diese intellektuellen Kunden mit den religiösen Eiferern des Mittelalters, und er hat recht damit. Er vergaß aber, die Parallele weiter zu ziehen. Genau so wie über jene die Zeit hinwegging, weil sie zu der Wirklichkeit kein Verhältnis finden konnten, ebenso sind diese Kunden Märtyrer einer unerfüllbaren, da un-

sozialen Idee. Gog proklamiert den „lebenslänglichen Generalstreik“ der Kunden gegen die bürgerliche Gesellschaft. Der Kunde weigere sich, seine Arbeitskraft herzugeben, um den Staat aufbauen zu helfen, der ihm nichts bedeutet. Dabei ist der Kunde auf die Vertreter dieses Staates angewiesen, will er nicht ganz verhungern! Allerdings nach Gog holt der Kunde beim Seßhaften nur seinen „Zins“.

Nach Gog sprachen der ebenfalls in Stuttgart beheimatete Maler-Kunde Tombrock, Alfons Paquet, und der rheinische Arbeiterdichter Heinrich Lersch. Seine überaus drastische und humoristische Sprechweise fand eine begeisterte Zuhörerschaft.

Natürlich versuchten die Kommunisten bei dieser Tagung zu fischen, doch waren ihre Bemühungen vergebens. Mit diesen Edel-Kommunisten, die jede Bindung, auch die Parteibindung verabscheuen, ist nichts anzufangen. Dabei sind sie in ihrer tiefen Verachtung des Besitzes viel konsequenter als die Kommunisten. Jeder von den Tippelbrüdern ist ein Diogenes.

Gleichzeitig mit dem Vagabunden-Treffen fand die erste Vagabunden-Kunstaussstellung in Stuttgart statt. Arbeiten von Tombrock, Hans Bönninghausen, Gerhart Bettermann, Alfred Matusche, Artur Streiter, J. Mihaly und J. Voß gaben Zeugnis von dem künstlerischen Erleben des Kunden. Die Zeichnungen von Tombrock, die in ihrer Art an den Sternheim-Illustrator Starke erinnern, hinterlassen einen nachhaltigen Eindruck.

Der Zweck, den die Kunden mit diesem ersten Treffen in Stuttgart erreichen wollten, ist die Manifestation ihres Zusammenschlusses. Was Walt Whitman 1840 geträumt und prophezeit hat, ist Wirklichkeit geworden: die Bruderschaft der Vagabunden besteht. Im Grunde hat sie, wenn auch unausgesprochen, immer bestanden: eine große Familie der Heimatlosen.



Edoard Munch

(Aus Schieflers Monographie, Euphorion-Verlag)

# WIE ICH ZU MEINEM SCHICKSAL KAM

Von

HEINRICH ZILLE

Ja — lang ists her — 1872. Da lernte ich Lithograph — und warum? Meistens gefällt dem Sohn das Handwerk des Vaters nicht. Der Vater muß sich quälen um geringen Verdienst, hat Sorgen, er denkt ans hilflose Alter, verbittert wälzt er das Tagewerk ab — darum wurd' ich nicht Schlosser, Mechaniker, Uhrmacher, wie mein Vater. — Das bißchen bessere Zeichnen, was mich vor den anderen Jungs auszeichnete, veranlaßte den Lehrer, mir das Lithographiegewerbe als Beruf nahezu legen und die Vorteile ins rechte Licht zu rücken. Er machte mir klar: Bei dieser Arbeit sitzt man, gut angezogen mit Kragen und Schlips, man schwitzt nicht und bekommt keine schmutzigen Finger. Nachmittag vier Uhr geht man nach Hause, die Lehre dauert drei Jahre, und Du wirst mit „Sie“ angeredet. Das trug erheblich dazu bei, die Kunst zu erlernen, da brauchte ich nicht, wie mein Vater, Grünspan zu schwitzen. So lernte ich denn frisch drauf los. Die Lithographie war damals ein Handwerk, was nährte, und einige Jahre habe ich noch an den Fleischöpfen mitgegessen.

In dieser Zeit, also nach dem Krieg 70/71, setzte eine Hochflut von lithographierten Kriegsbildern ein, Fürsten, Feldmarschalle, Generäle, Schlachtenbilder wurden Tag und Nacht gedruckt, und die Kriegsgreuel verherrlicht und verewigt. Meist wurden die Blätter bunt gedruckt, die den armen Leuten Ölgemälde sein sollten — „Öldruck“. Die „Öldrucke“ waren billig, eigneten sich gut als „nette“ Dekoration und deckten zugleich die vielen Flecke von den an den Wänden zerquetschten Wanzen zu. Ab und zu wurden die Rückseiten abgesucht, die Bilder dienten zugleich als Wanzenfalle.

Ich sehe noch immer, wie sich in einer erbärmlichen Stube, wo sieben Menschen hausten, das Porträt des alten Kaiser Wilhelm I. leise bewegte, so viel Wanzen krabbelten hinter dem Bilde. Da bewährte sich des alten Kaisers ihm angedichtetes Wort: „Ich habe keine Zeit, müde zu sein.“ Die Könige und Heerführer, mit Orden übersät, aber sonst keine Verwundung, hingen überall in den Wohnungen und sahen mit mildem Blick auf die zu Krüppeln geschossenen Landeskinder. „Kriegsverletzter“ sagte man noch nicht, den Namen haben die Professoren erst 1914 erfunden. Manche Bilder hatten gedruckte Danksagung des Fürsten für den im Felde gewesenen Untertan — was damals noch teilweise guten Boden fand — denn die Sozialdemokratie regte sich erst ganz schwach, war aber in der Schwäche damals stärker als 1914 ... Es war die „Gründerzeit“, die Bauwut setzte ein, Stadtteile entstanden — Wände waren genug da für Bilder. Die Buntdruckfabriken konnten nicht genug liefern. Die Lithographie-Lehrlinge — und es gab unzählige — wurden an den Lithographischen Anstalten abgelauert, mit großen Versprechungen entführt und als Gehilfe hoch bezahlt. Viele Lithographen fuhren mit Droschke erster Klasse zum Arbeitsplatz.

In der Alten Jacobstraße, in dem Hause, wo das damals berühmteste Ballokal Berlins, das „Orpheum“, war, lernte ich. Zum Frühstück mußte ich Bier holen, das konnten wir von den Kellnern des Orpheums, die eine eigene Kantine hatten und vormittags beim Putzen des Fußbodens, der Spiegel usw. waren, bekommen. Da lagen noch besoffene Männer und Weiber in den Nischen und Logen: die Glücklichen der Gründerzeit, die die Ernte der Kriegserfolge von 70/71 umsetzten. Ich kam mal dazu, wie sich die Kellner eine bewußtlose, besoffene, dicke Hure über den Stuhl gehängt hatten und auf deren entblößtem Hintern einen Dauerskat kloppten.

Da regte sich in mir zum erstenmal der Wunsch, Leben zeichnen zu können, Gesehenes aus der Erinnerung wiederzugeben. War doch die Schule und die Lehre nur ein Abzeichnen von gegebenen Vorlagen und Photographien. Der alte Professor Hosemann, zu dem ich in die Kunstschule ging, und der mir auch seine kleinen Aquarelle und Zeichnungen zum Abzeichnen gab, sagte auch: „Gehen Sie lieber auf die Straße, ins Freie, beobachten Sie selbst, das ist besser als Nachmachen. Was Sie auch werden — im Leben können Sie es immer gebrauchen. Ohne zeichnen zu können sollte kein denkender Mensch sein.“

Ich lernte die Hogarth-Stiche kennen und verglich den Inhalt der Bilder mit dem Leben, das ich um mich sah. Ich ließ keine Stunde unbenutzt, beobachtete und strichelte drauf los. Ich dachte zurück an die Kinderzeit, an häßliche und heitere Erlebnisse, und versuchte diese aufs Papier zu bannen.

Nach einigen Jahren ließ die Öldruck-Industrie nach, die Wohnungen waren behängt, die Massenbilder wurden auf andere Art hergestellt, so ging ich denn zu Zinkographie, Lichtdruck, Kupferätzung und anderen Verfahren über. Überall hat mir mein bißchen „Mehrkönnen“ Vorteile gebracht, ich stellte in den Kunstausstellungen aus, gab Beiträge für Zeitschriften, Sammler kauften — und das kam alles meiner Berufsarbeit zugute — bis zum Jahr 1907 — da kam ich wirklich zu meinem Schicksal. Als 50jähriger aus einem Betrieb entlassen, dem ich lange Jahre treu gedient, dem ich als Kuli das Vermögen vermehrt hatte, mußte ich billigeren jungen Kräften weichen — da kam ich zu dem Entschluß, selbst „nen Laden“ aufzumachen und von meiner Zeichnerei Bilder zu gestalten, also dem Lieblingswunsch, den ich seit Jahren hegte, zu leben. Man sagte mir: Warum nicht schon früher? Warum nicht schon früher! Jetzt weiß ich, was einem die Parzen nicht in die Wiege gelegt, kann beim besten Willen der Hintern sich nicht ersitzen — gequält hatte ich mich genug, etwas zu erreichen. Hätte aber wohl die Finger von der hehren Kunst sollen weglassen — und das ist mein Schicksal — —



# DUNKEL AMSTERDAM

Von

KORT KITTER

Verliebte Käfer klopfen sich zueinander, und auch die Glühwürmchen leuchten nicht uns, durch ihr Licht finden sie zur Liebe. Der Mensch ist so klug, sollte er davon etwas gelernt haben?

Nachts an den Grachten, wo die Häuser einander über die Schulter gucken, neugierig, wie ganz alte Wesen sind, leuchtet es auf an den hochgeschobenen Fenstern. Leuchtet auf wie im Märchen, wo der Spuk mit dem Traum verschwindet und die Häuser im Taglicht so blaß und ohne Leben dastehen, als ob sich in ihnen nie etwas Absonderliches begeben hätte und abspielen wird. Und an den Fenstern und in den hell erleuchteten bunten Räumen zeigen sich geputzte, geschminkte Frauen. Dieser Teil von Amsterdam mit seinen düsteren Freudehäusern heißt „donker Amsterdam“.

„Bolle Piet“ (also: dicker Peter), ein stämmiger, wortkarger Holländer Mitte der Zwanzig, mit einem runden, hübschen Gesicht und einer uns unbekanntem Vergangenheit, bietet sich an und wird unser Führer. „Vielleicht werde ich Euch fressen,“ sagt der riesige Rachen der alten Zugbrücke, „vielleicht auch laß ich Euch wieder heraus, vor allem aber macht, daß Ihr reinkommt — beeilt Euch.“ Schon sind wir drin. Erste Blitzlichtaufnahme, die Augen schmerzen, der Photograph brüllt, weil er sich verbrannt hat, und schon gibt es Krach. „Das darf nicht aufgenommen werden,“ kreischt eine Frau, „das erlaube ich nicht.“ Wir erklären, daß es fürs Ausland ist. „Ja, den Schmus kennen wir,“ sagt drohend ein Mann im Schatten neben uns, „neulich haben sie das auch gesagt, und den nächsten Abend hatte ich die Polizei auf dem Hals.“ Die Zahl der Zuschauer wächst, der Kreis wird enger, die Situation ungemütlich. „Weiter“, sagt Bolle Piet. Zum Einpacken nehmen wir uns nicht erst die Zeit.

Von jenseits der Gracht ruft uns ein Mädchen ein paar freche Worte zu, Lachen anderer Frauen antwortet ihm. Mit Blicken, Worten und Geberden lockt man uns, wo wir vorbeikommen. Im Erdgeschoß des Hauses, gegenüber der Kirche — eine Kirche gibt es hier auch, eine besonders schöne sogar aus dem 17. Jahrhundert — singt eine Frau das Lied des bescheidenen Mannes: „Nur eine Nacht sollst du mir gehören...“ Von weither eine Walzerweise. Dahin zieht es uns, und nun betreten wir eine „vergunning“, eine Seemannskneipe.

Langgestreckter, rechteckiger Raum. Am Fenster, erhöht, sitzt die Musik, ein Mann mit einem Schifferklavier; daneben der kleine Stand für den Ausschank. An jeder Längswand, fest mit ihr verbunden, eine lange Holzbank, darüber ein schmales Brett, auf das wir wie alle Gäste unser Bier stellen — das ist das ganze Mobiliar. An der Wand klebt eine Pappe mit dem Spruch:

By dans, toneelspel, muziek, vrouwen en wyn,  
zullen alle zorgen vergeten zyn.

(Bei Tanz, Spiel, Musik, Frauen und Wein  
sollen alle Sorgen vergessen sein)

daneben ein Pappschild:

Singen von der Polizei strengstens verboten!



Tunesischer Knabe

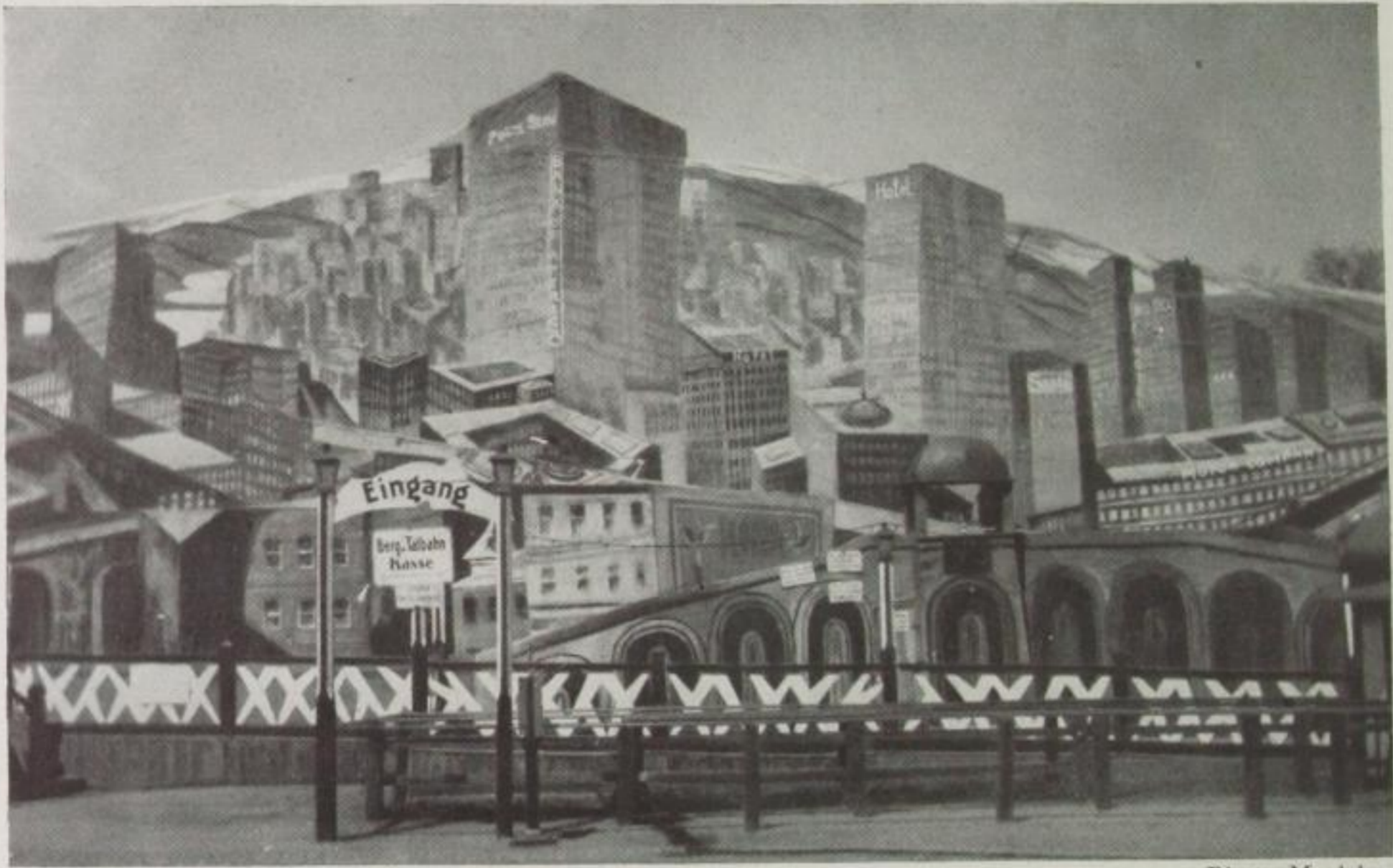


Photo Merleker

Der Lunapark in Berlin



Photo Otto Reich, Hamburg

Der „Dom“ in Hamburg





Dunkel Amsterdam



Photos A. und E. Frankl



Leihgabe der Galerie Flechtheim  
Aristide Maillol, Abwehrende. Bronze  
in der Darmstädter Ausstellung „Der Schöne Mensch“



Leihgabe Dr. Küchen, Köln  
André Derain, Sitzendes Mädchen. Öl

Uns gegenüber ein auffallend hübsches blondes Mädchen Hand in Hand mit einem sehnigen jungen Frechling. Er lacht und schwatzt auf einen alten, verkommen aussehenden Mann ein, der rechts neben seinem Liebchen sitzt. Als er uns erblickt, unterbricht er sich eben und gröhlt auf deutsch: „Ich hab mein Herz in Heidelberg verloren“. Dann spricht er wieder auf den Alten ein. Anscheinend frozelt er ihn. Denn das Mädchen lacht hell auf und schlägt den Spötter wiederholt auf den Mund. Der Alte grinst noch, aber seine Augen funkeln böse. Wir können die zu erwartende Prügelei nicht abwarten. Schade! Der sammelnden Musik unseren Obolus und nun weiter.

Wir wollen noch eine große Sache: Innenaufnahme eines Bordells. Bolle Piet verspricht uns etwas Pikfeines. Auf dem Wege dahin, an einem schmalen Grachtufer — diese Gracht hat überhaupt nur ein Ufer, auf der anderen Seite wachsen die schmutzigen Häuser unmittelbar aus dem Wasser — stolpern wir über drei schlafende Gestalten, Männer pennen im Häuserschatten zwischen zwei Laternen. Der eine liegt halb in einer Pfütze. Er wird schnell wach bei unserer Blitzlichtaufnahme. Aber ehe er sich ganz ermuntert, sind wir schon weiter. Fluch durch die Nacht, der ins Wasser klatscht. An der Ecke stehen zwei Polizisten. Der eine schließt sich uns an „zum Schutz“. Ist das denn nötig? Das Haus, zu dem uns Bolle Piet geführt hat, wird uns doch aufgetan von einem Geistlichen!

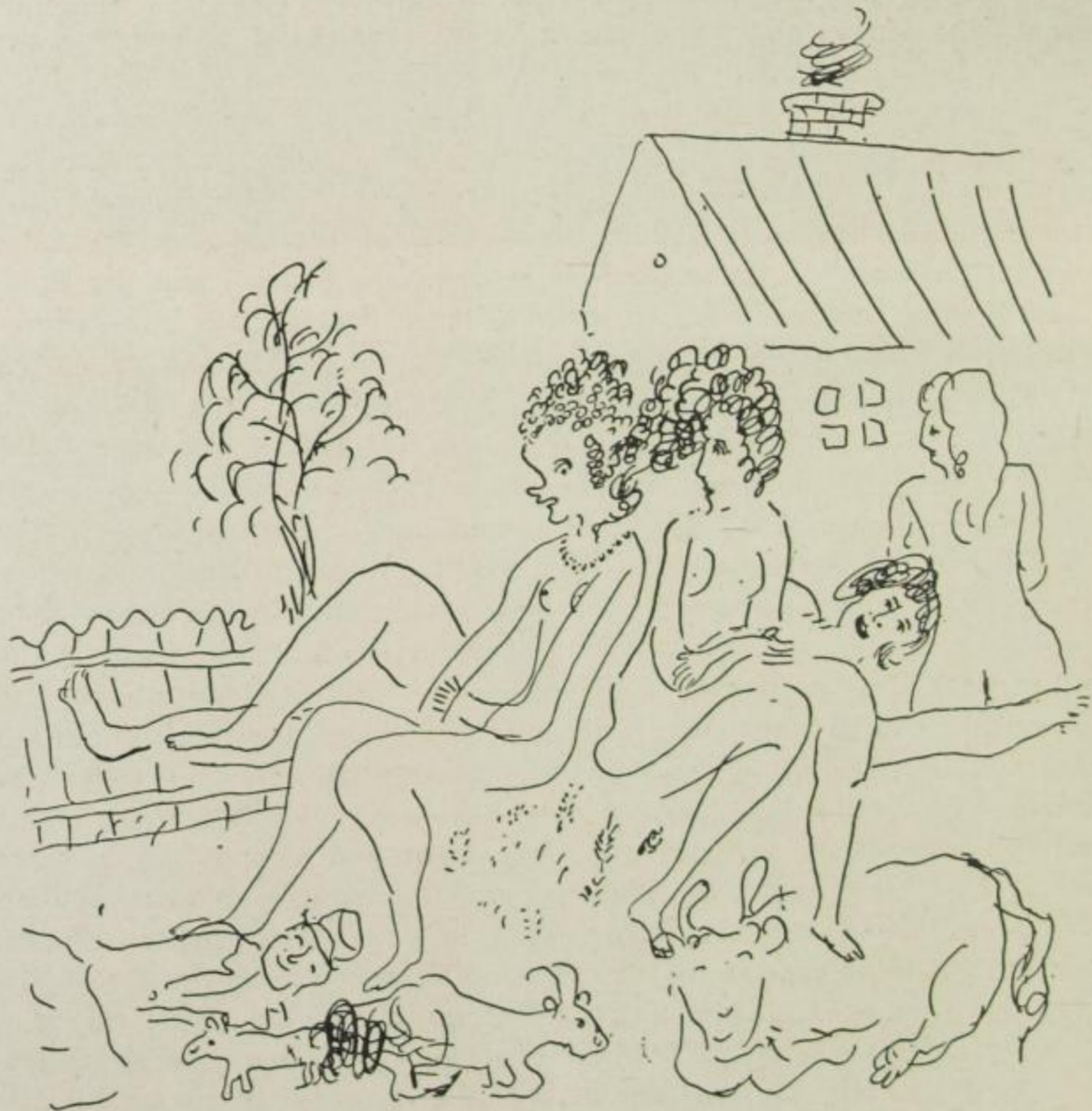
Nein, es ist kein Geistlicher, nur ein Mann mit einem hochgeschlossenen schwarzen Anzug und einem vertrauenerweckenden Gesicht. Zartblauer Rauch steht im Raum und Parfümduft schlägt uns entgegen. Nach langem Feilschen wird uns die Aufnahme erlaubt. „Aber nur einer darf knipsen, die anderen müssen dabei raus.“ „Ich werde mich in der Nähe halten“, sagt der Polizist.

Ich bummle auf und ab. Merkwürdig lange dauert diese Innenaufnahme. Wenn ich kein Zartgefühl hätte...

Ich schlendre weiter. Vor einem Haus steht eine Frau. Sie kommt mir nach bis zur Brücke. Ihr wiederum folgt wedelnd ein schmutzig-weißes Wollhündchen. Ich schweige, die Frau summt, das Hündchen kläfft ab und zu, und so ziehen wir im Gänsemarsch fast wie die Bremer Stadtmusikanten bis zum höchsten Punkt der Brücke. Dort bleibe ich stehen, und die Frau spricht mich an, während das Hündchen an ihr empor springt. Sie sagt nicht zu mir „Ich liebe dich“, sie sagt es mir auch nicht auf holländisch „ik houd van jou“, denn auch das (gesprochen: „ik hau fan jau“) würde meinem Ohr nicht lieblicher klingen. Sie ist eine furchtbar dicke, muskulöse, häßliche Frau undefinierbaren Alters mit einem niederträchtigen Gesicht, wie ein verwelktes Stiefmütterchen, und ekelhafte Hände hat sie. Matrosenliebchen? Sie erzählt mir von der Fülle ihrer Reize, davon, daß sie heute abend noch nichts verdient hätte und nicht wüßte, wovon sie morgen leben sollte, und vor allem schimpft sie auf ihre Nachbarin, die ihr immer die fettesten Bissen wegschnappe. „Die ist heute wieder aus, sie hat es eben dazu. Da kommt ja das Biest!“ Und sie wendet sich der Konkurrentin zu und gießt einen Kübel übelster Schimpfworte über sie aus. Die Neuangekommene bleibt ihr nichts schuldig, weder im Brüllen noch in Ausdrücken. Hundegell und rohes Gelächter aus den umliegenden Häusern begleitet sie. Bis beide schließlich nicht mehr können und sich wütend, zwar nicht besiegt aber erschöpft, in ihre Häuser zurückziehen und die Türen hinter sich zuknallen.

Sind das auch einmal Kinder gewesen, von zärtlichen Eltern zärtlich geliebt? Sind das überhaupt mal Kinder gewesen? Mir ist ganz anders geworden. Die Atmosphäre ist womöglich noch verdorbener als sie schon war. Einige der eklen Worte oder Fetzen von ihnen hängen noch im Raum, wie jetzt im Nebel die Lampen der Laternen an den Ufern der Grachten, gespenstisch, zerrissen, halb verwischt und doch grell.

Ich wende mich ab, wende mich der stillen Gracht zu. Ist sie denn still? In ihrem trüben, speckigen Wasser quirlt es. Da zanken zwei Ratten, streiten erbittert um einen fettigen, grausligen Bissen. Das Auge gewöhnt sich an die Dunkelheit, und wie es hier oben immer mehr dunkle Gestalten aus dem Schatten wachsen sieht, erkennt es im Wasser ein Rudel Ratten, das an der eklen Beute zerrt. Auch dort unten das gleiche. Man lebt und man kämpft um den Abfall des Seins, man flüchtet und verfolgt, man beißt und schlägt, man haßt und liebt, ja, man rauft mit letzter Energie noch um Dinge, die hier oben des Begehrens nicht mehr wert erscheinen...



Marc Chagall



W. v. Schwind

## DREI STERNE IN ST. PAULI

Von

WALTER v. DREESEN

Die Straße „Auf den Hütten“ am Anfang von St. Pauli ist nur diskret beleuchtet. Bleibt man stehen, rauscht sofort ein Damenmantel heran, eine Herrenstimme fragt „Was tust du hier?“ Da ist es notwendig zu lächeln, denn der Herr als Dame glaubt sonst, man sei Konkurrenz.

Gegenüber leuchtet unauffällig ein Schild „Zu den drei Sternen“. Eine kleine Schankwirtschaft, stets überfüllt — Matrosen, Arbeiter, Schiffsjungen, bessere ältere Herren, wenig Damen. Wer Bescheid weiß, geht nach hinten — unten. Unter der Erde groß, mit rosa-grünen Girlanden behangen ein Saal, seriös aussehende Musikanten beginnen um 9 Uhr abends, aber nur Mittwochs, Sonntags und Sonntags, zu spielen. Die Tanzfläche ist groß, die Schiffer beanspruchen Platz, wenn sie miteinander tanzen. Gedrängt, viele sonderbare, viele häßliche, sehr viele lustige, hübsche Gesichter, fast lauter Männer, stehen die meisten an dem einen Ende der Tanzfläche und beobachten die Gäste an den Tischen. Es tanzen Kommiss miteinander, Schauspieler mit Schiffsjungen, Stilkleid-Damen, deren Männlichkeit unverkennbar durch die Bartstoppeln leuchtet, tanzen mit gepuderten Knaben, die schlecht geschminkt sind.

Um 10 Uhr erscheint die Kaiserin. Ein schmaler Jüngling, künstlich bis zur Unübertrefflichkeit, von grotesker Unmoralität in Aussprüchen, bezaubernd zart lebenswürdig, wenn man ihn zu einem Glase Grog lädt. Sein geschminktes Gesicht irgendwo überraschend lustig, seine Gedanken zwischen zwei Polen schwankend, sexuell und pekuniär. Dann wird es voller und voller, um 12 Uhr

ist kein Platz frei. In den Ecken wird geküßt, ernsthaft pudert sich ein blasser Herr noch blasser.

Da geht eine Frau durch den Saal in braunen Schuhen und schwarzen Strümpfen, dazu ein rotes Strickkleid, einen grünen Filzhut. Sie hält einen kleinen schäbigen Fächer vor das Gesicht. So kommt sie Abend für Abend, schlägt die Karten, gießt etwas Bier aus und weissagt aus den zerplatzenden Kohlensäureblasen. Seitwärts an der Schulter steckt eine Brosche, ein großes diamantenes W. Sie tanzt jeden Abend mit einem riesigen Matrosen — sie legt jeden Abend zwei Mark vor ihn auf den Tisch. Einmal war sie zu sehen in der Treppenecke, ganz abwesend, ganz tragisch das weiße Gesicht, einen Fliederstrauß in der Hand. Drinnen tanzte der Matrose mit einem Schiffsjungen, hingebend, mit lüsternen Lippen. An der kleinen, krummen Bar neben dem abgestoßenen Emaille-Teekessel steht jetzt ein Herr mit gelblich-weißen Haaren, onduliert, Talma nennt er sich, strotzend von Ringen, über dem Kragen auf das leuchtende rosa Hemd fällt eine Perlenkette. Einmal erschien er in einem schwarz-weiß gestreiften, tief ausgeschnittenen Stilkleid, mit Geschrei und Hüpferei. Irgendwie verlegen begab er sich an die Bar, fortwährend hier und da an sich zupfend — unrasiert, unverkennbar in höchster Ekstase. Jäh verfallend in dem Moment, wo er sich unbeobachtet wähnt.

Heute ist er sehr abgeklärt, betrachtet des öfteren einen kitschig gefaßten Ring mit einem riesigen Topas. Spricht mit gewollt ruhiger Nonchalance und streicht sich prüfend über das zu wellige Haar.

Die Schiffsjungen nähern sich den Gästen und beginnen sich anzubieten. Keine Heuer, nicht das richtige Schiff, zu schlechte Route. Aber ihr Ehrgeiz geht nach einer Puderdose und ausrasiertem Nacken. Jeden Abend trinken sie ungezählte „Tulpen“ Bier und schlafen dann sorglos auf den Bänken ein, irgendein besserer älterer (festliegender Ausdruck) Herr bewacht treu und ängstlich ihren Schlaf. Oder der Wirt scheucht sie hoch mit den Worten: „Wenn du müde bist, geh nach oben!“ Dann verschwinden sie hastig. Der ältere Herr blickt ihnen verdrossen nach.

Gegen Morgen kommt die Königin. Ein schwarzhaariger Zigeuner. Er geht auf die Kaiserin zu, küßt sie, sie tanzen zusammen. Ohne jedes Zeichen von Ermüdung bewegt sich die Kaiserin, Schiffsjungen, Frauen, Schauspieler, Kaufleute sehen sie benommen an. Dann verschwinden beide.

Jetzt ist die graue Zeit. Zigarettenrauch lagert dicht über den Köpfen, irgendwo zanken zwei mit heller und tiefer Stimme, die Kellner stehen todmüde an der Bar, der große schwarze Wolfshund des Wirtes knurrt öfter. Der kleine alte Grogkessel singt vernehmlich. Die Musik spielt ratschig und falsch.

Dann geht man am besten — — des öfteren noch angehalten, angebettelt um eine Zigarette und 20 Pfennig für ein Nachtquartier. Der Wirt öffnet selbst die Tür — — man sieht die kleinen alten Hamburger Häuser gegenüber im Morgendämmer, links und rechts vom Eingang stehen Matrosen, herausfordernd gekleidet, blicken frech und böse. Drinnen beginnt gerade noch der kahle Klavierspieler — „Gern hab ich . . .“

Immer noch — oder schon wieder geht drüben der Damenmantel mit der Herrenstimme. Etwas bleicher. Noch fragender.



Schaffgotsch

## DAS KLEINE WEISSE ZIMMER IN HAVANNA

Von

*BEVERLEY NICHOLS*

Nach ein paar Stunden Fahrt über ein Meer bebenden Purpurs kamen wir nach Havanna, einer Stadt von uralter nackter Schönheit. Aber ich habe nicht im Sinn, von Havannas verwitterten, sonnebackenen Straßen zu schreiben, noch von dem Farbengefunkel, das von hunderten, auf den Borden der offenen Bars gereihten Flaschen gleißt, noch von dem bleichgrünen Licht, das nächtens die Stadt ins Elysium eines Mondsüchtigen wandelt. Nachdem ich gesehen habe, was ich sah, waren diese Herrlichkeiten mir wenig oder nichts. Was ich sah, war ein kleines weißes Zimmer.

Havanna, Hauptstadt von Kuba, steht unter Obhut der amerikanischen Regierung. Wohlan: ich möchte das Augenmerk der Regierung auf die Greuel lenken, die ständig in diesem kleinen weißen Raum begangen werden. Es geht Amerika an. Amerika gab Kuba Unabhängigkeit. Amerika gibt Kuba Wohlfahrt. Was Amerika in Kuba sagt, gilt. Es wäre an der Zeit, daß jemand etwas sagte über diesen kleinen weißen Raum.

Es ist ein Raum, wo Menschen zu Tode gewürgt werden. Nicht schnell und gnädig, sondern langsam, in unaussprechlicher Qual. Das Würgen geschieht im Namen der Gerechtigkeit; denn der Raum ist die Hinrichtungszelle des Hauptgefängnisses im Staat.

Ich kann nicht fühlbar machen, was ich fühlte, ohne daß ich die Umstände schildere, unter denen ich das Gefängnis besuchte. Der Besuch fand statt am Ende eines vollkommenen Tages. Ich muß diesen Tag wieder wachrufen, um seinen Ausgang begreiflich zu machen.

Mit einer Entdeckungsreise durch die Stadt hatte ich begonnen. Während dieser Entdeckungsreise spürte ich, zum erstenmal in meinem Leben, etwas von dem Rausch, der den amerikanischen Reisenden befällt, wenn er zum erstenmal mit „Alttertum“ in Berührung kommt. Ich erfuhr das Entzücken am Alten um des Alters willen. Wir in England, die wir aufgewachsen sind unter alten Dingen, werden leicht stumpf gegen den besonderen Zauber des Alters an sich. Wir studieren zum Beispiel an einem elisabethanischen Haus lediglich den Stil. Es ist guter Stil oder schlechter Stil — basta. Aber wenn man eine Weile von England weg war und plötzlich in eine altertümliche Stadt gerät, so erwacht etwas wie ein sechster ästhetischer Sinn in einem, und man sieht, daß Alter in sich eine Schönheit hat, die gar nichts zu tun hat mit dem Stil, in dem sie sich ausdrückt.

Und so, indes ich durch diese engen Straßen wanderte mit ihren verwitternden Mauern, ihrem köstlichen eisernen Gitterwerk, ihren winzigen Seitengäßchen, durch die die Katzen mit gewählter Grazie stolzierten, war es mir, als wehte mir aus jedem Winkel verklungene Melodie wieder zu — als wandelte ich hier ins wahre Leben zurück. Jenes Gefühl, das mich so oft in Amerika befallen hatte, beunruhigte mich nicht mehr: das Gefühl, als wäre ich in einer Kulissenstadt; als wäre das Leben, in all seiner fürchterlichen Wirklichkeit, ein Bühnenbild und als könnte die Szenerie jeden Augenblick sich verschieben, wenn ich den Rücken kehrte. Nein — hier in Havanna war alles viel tiefer gewurzelt. Die Häuser hier standen seit Jahrhunderten — die Stürme der Jahre hatten sie umbraust, tausend Sonnen hatten sie weißgebrannt.

So auch die Menschen. Es waren wirkliche Menschen — nicht bloß Präsidenten von Körperschaften, Frauen von Präsidenten von Körperschaften, Sekretäre von Präsidenten von Körperschaften. Sie waren einfach Menschen, Leute — die das Leben liebten und haßten, die tranken und starben und wieder geboren wurden. Ihre Stimmen klangen wahrer, ihr Lächeln glänzte lebendiger, Tiefe des Unbekannten war in ihren Augen.

Wir lunchten und gingen zum Rennen. Ich liebe Rennen sehr. Ich meine, sie würden noch netter sein ohne die Pferde, aber man kann nicht Vollkommenheit verlangen. Das Publikum entschädigt für alles. Das Publikum hier war herrlich. Es wimmelte von Monstern. Man sah einen Mann, so fett, daß man das Gefühl hatte, er täte es absichtlich. Man sah Zwerge, die herumhobbelten und mit hohen Stimmen krächten. Man sah Trottel, die mit allen zehn Fingern in der Luft fuchtelten und den Vorbeigehenden die Zunge herausstreckten. In Abständen auf die Bänke gepflanzt befanden sich prächtig bemalte Kokotten. Es waren Kokotten vom alten Schlag, wie man sie in seinen Schülertagen mit tränenreichen Gedichten zu besingen pflegte. Sie waren abgenutzt und rührend,





Hermine David

mit glänzigem Haar und hektischen Wangen. Sie schienen so gleichmäßig verteilt unter die Menge, daß einen Augenblick die wilde Idee mich durchzuckte, die kubanische Obrigkeit habe vielleicht, mit echt lateinischer Logik, ein System von Angebot und Nachfrage ausgearbeitet und just diese Anzahl zugelassen und keine darüber. Indessen, ich nehme an, diese Idee sei nur eine Ausgeburt meiner eigenen garstigen Phantasie. Dann, nach dem Rennen, frönten wir einem Bade. Ich weiß keinen anderen Ausdruck für die wonnevolle Hingabe an diese Verrichtung. Das Wasser hier war wie beseelt von Musik. Man schwamm durch einen Diskant von Kristall, hinab in eine Mittellage von Topas, und endete ver-tauchend in purpurner Tiefe. Wem die Metapher nicht gefällt — mir gefällt sie. Sie erinnert mich an etwas, was ich nicht gern vergessen möchte.

Aber eines ist, das zu vergessen ich vieles darangeben würde. Ich fuhr allein nach Hause. Plötzlich fand ich mich auf einem großen freien Platz voller Menschen. Ich fragte meinen Chauffeur, was alle die Leute hier wollten. „Hier ist das Gefängnis, Señor“, sagte er. „Heut ist Besuchstag.“ — „Könnt' ich nicht auch hinein?“ — „Wenn Sie mit einem Gefangenen bekannt sind, Señor.“

Ich ließ im Geiste blitzschnell diejenigen meiner Bekannten Revue passieren, von denen man allenfalls hätte annehmen können, daß sie zur Zeit in den Mauern eines kubanischen Gefängnisses schmachteten. Doch derart hatte sich meine

soziale Stellung während der letzten sechs Monate gehoben, daß mir nur ein einziger einfiel. Und der, wußte ich, befand sich in Wormwood Scrubs.

Also sagte ich zu dem Chauffeur: „Leihen Sie mir fünf Dollar.“ — „Gewiß, Señor“ — womit bewaffnet ich denn in das Gefängnis einzog.

Kaum war ich drin, gefolgt von einer kleinen Suite von Beamten und Wärtern, so bot sich meinen Augen ein bemerkenswerter Anblick. Der Außenhof war gedrängt voll von Freunden und Angehörigen der Gefangenen — viele Farbige darunter —, die ihre Arme durch die Gitterschranken steckten. Diese Freunde und Angehörigen, die sich nicht der Bekanntschaft mit Chauffeuren erfreuten, von denen sie sich fünf Dollar leihen konnten, durften nicht hinein. Und so waren sie darauf angewiesen, ihr bißchen Leidenstrost, so gut es eben ging, zwischen Eisenstäben hindurch zu verabreichen. Ich sah Paare, die sich bei den Händen hielten, ganz still, und einander in die Augen schauten. Ich sah ein kleines altes Weibchen mit vor Kummer närrisch verzerrtem Gesicht, das wie wahnsinnig immerzu den Ärmel ihres jungen Sohnes streichelte, der mürrisch stillhielt und ein Mädchen anglotzte, das schwatzend nahebei stand. Ich sah eine farbige Frau, die gegen die Stäbe schlug und wilde Schimpfworte im Patois schrie. Ich sah ein junges Paar, bleich wie der Tod, mit geschlossenen Augen, die Lippen gegen dieselbe Eisenstange gepreßt, die sie schied. Mir begann ganz anders zumute zu werden, als mir eben noch gewesen war. Freiheitsberaubung jeglicher Art ist hassenswert. Hier stellte sie sich dar in ihrer grellsten Form.

Wir begaben uns in den inneren Hof. Gestank von ranzigem Fett schlug uns entgegen. Er kam von vier riesigen Kesseln, in denen das Abendessen für die Gefangenen gekocht wurde. Wir schritten durch ein ganzes Heerlager von Männern — alles Sträflinge. Ich beobachtete sie verstohlen, um zu sehen, ob sie wohl irgendwelche besonderen Verbrechermerkmale an sich hätten. Ich sah keine. Vielleicht war es kindisch, dergleichen zu erwarten. Aber kindisch doch wohl nicht, eine Wallung von Mitleid in sich aufsteigen zu fühlen für Männer, die genau so anständig, freundlich, menschlich schienen, als irgendeiner von denen, die man Freunde nannte.

Ich begann mich zu fragen, warum ich überhaupt hergekommen sei. Jedermann starrte uns an. Es war eine Erlösung, als wir in die Bereiche eintraten, die für die ärgsten Übeltäter vorbehalten sind, und, eine Treppe emporsteigend, den Blicken der eingesperrten Tiere im Hof entschwanden. Aber hier gab es nur wieder noch mehr Tiere zu sehen. Eine große Halle öffnete sich vor uns. Es müssen mindestens dreihundert Männer darin gewesen sein. Sie ergingen sich in allen denkbaren Stellungen der Niedergeschlagenheit. Etliche liefen immerzu im Kreise herum, sehr schnell und krampfhaft, die Augen starr zu Boden gerichtet. Andere lagen mit dem Gesicht am Boden. Andere lehnten mit dem Kopf gegen die Wand. Eines war ihnen allen gemein — sie vermieden, einem in die Augen zu schauen. Ich schämte mich bitterlich — nicht weil sie Gefangene waren, sondern weil ich es nicht war. Welches nur irgendwie erdenkliche Recht hatte ich, so kaltblütig hier zwischen ihnen hindurchzugehen, mit einem mitleidigen Seitenblick an ihnen vorbei und wieder hinaus in die Sonne? Warum saßen sie hier im Käfig, indes ich frei war? Was hatten sie getan, das ich nicht unter Umständen auch tun würde?

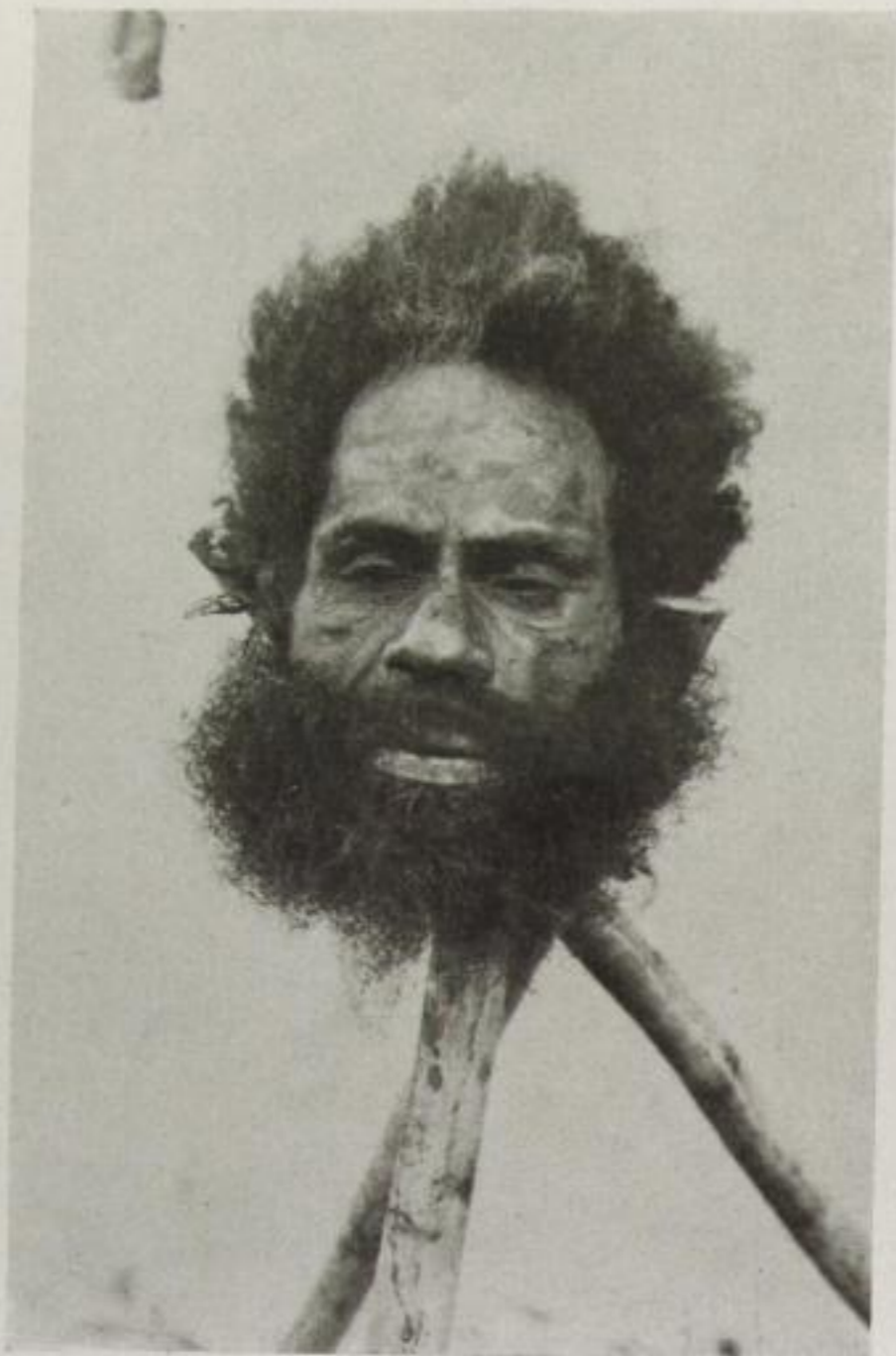


Photo Nething

Der Kopf des Räuberhauptmanns



Ausstellung Galerie Flechtheim

Holzskulptur der Oster-Insel



Der neue ungarische Henker Antal Kozarek



Deven-Bulle

Fox Photo



Bison-Bulle

Photo Seidenstücker

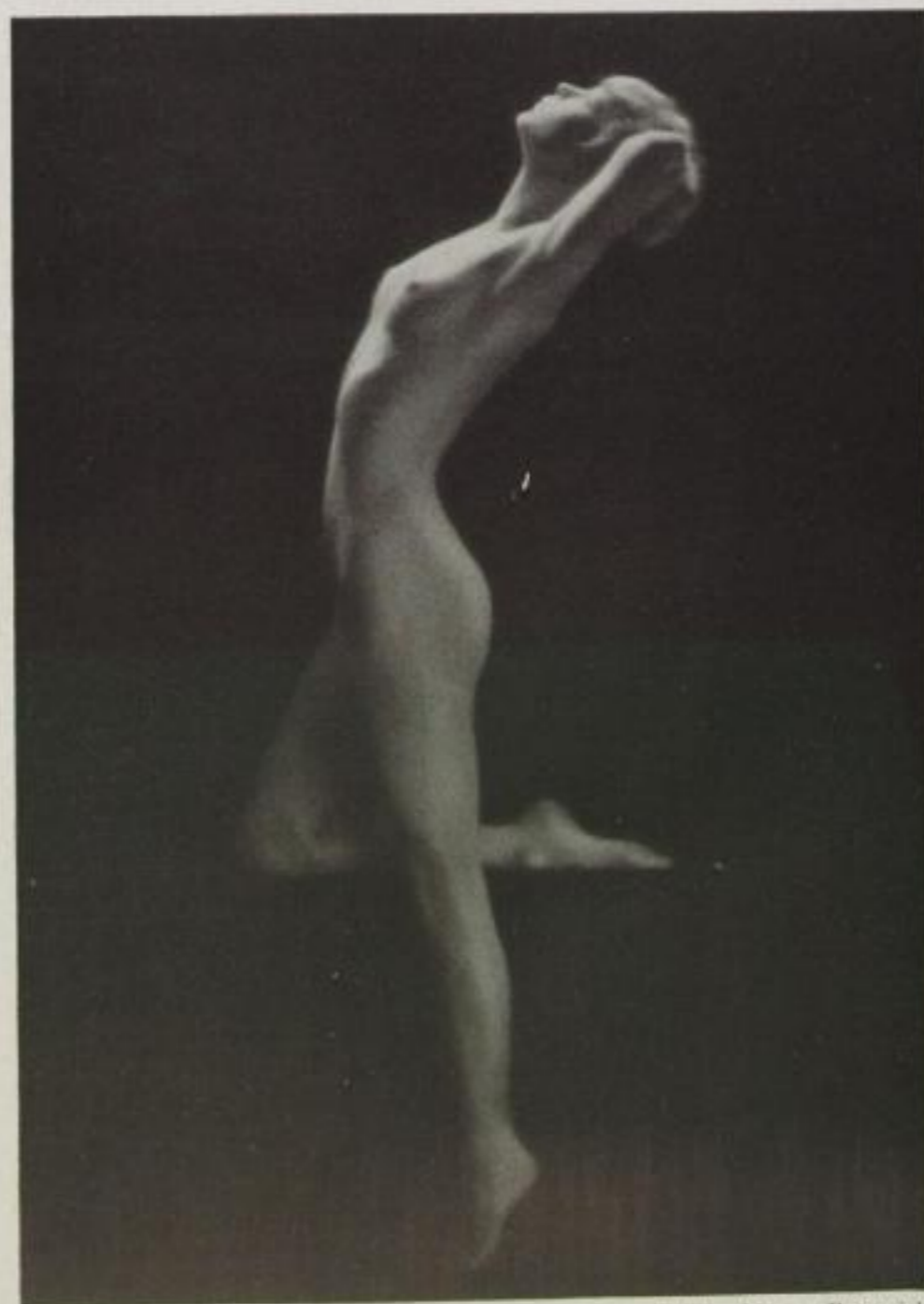


Die verhafteten Matrosen des Alkoholschiffs „I'm Alone“

Photo The New York Times



Hermann Haller, Weinende (1929)



Mädchen

Photo M. v. Bucovich

„Auf wie lange sind die Leute hier?“ fragte ich. „Ganz verschieden. Fünfzehn Tage bis fünfzehn Jahre.“

Wir waren nun in einem engen, finsternen Korridor. Undeutlich las ich auf einem Schild das Wort „Unverbesserlich“. Ich schaute durch ein Guckloch in der Wand und sah in einen winzigen Gang mit sechs Türen. Alles sehr dunkel. „Was geht da drin vor sich?“ fragte ich. Mir stand kaum der Sinn nach der Antwort, aber ich mußte fragen. — „Widerspenstige Leute.“ — „Was — was müssen sie da machen?“ — „Im Dunkeln sitzen.“ — „Allein?“ — „Natürlich.“ Er sah mich an wie einen Idioten. „Vierundzwanzig Stunden manchmal. Manchmal eine Woche.“ Er kicherte. „Da sind sie dann schon zahm.“ — Er machte rechtsum. „Hinrichtungszelle“, sagte er und deutete auf eine Tür gegenüber. „Wollen Sie sehen?“ Ich nickte. Mir war, als glitte ein kalter Zugwind durch den Gang. Er riß eine Tür auf und forderte mich auf einzutreten. Ich trat ein.

Ich sah einen kleinen weißen Raum. So geblendet war ich von dem Sonnenlicht draußen, daß ich einen Augenblick meinte, der Raum sei leer. Dann, ganz allmählich, in der Mitte, nahm ein Etwas Gestalt an. Es war ein Stuhl, der auf einer Erhöhung, etwa einen Fuß überm Boden stand. Anfangs schien es ein völlig harmloser Stuhl. Dann, nach und nach, erkannte ich seine grausige Beschaffenheit. Zu unterst befanden sich zwei Stahlklammern — Klammern, die die Beine zahlloser Gefolterter umkrallt hatten. An beiden Seiten der Lehne waren dicke Ledergurte, dazu bestimmt, über dem Herzen zusammengeschnallt zu werden, das seinem letzten Schlag entgegenklopfte. Und oben . . . das war das Furchtbarste von allem. Ich dachte, es sei ein elektrischer Stuhl. Dies war mein holder Wahn. Ich sah einen kleinen Stahlzapfen, just in Höhe des Genickes angebracht. Ich sah eine schwere Stahlkurbel dahinter. Aber ich sah keine Drähte.

Der Scharfrichter drehte an der Kurbel. Unwillkürlich trat ich — ahnungsloser Engel — bestürzt einen Schritt zurück. „Sind Sie sicher, daß der Strom ausgeschaltet ist?“ fragte ich. Er grinste. „Nix Strom bei der Maschine hier.“ — „Ja — — was denn dann?“ — Als Antwort tippte er sich mit seinem dicken schmierigen Finger an die Kehle. „Das ist 'ne Maschine zum Erwürgen“, sagte er.

Ich starrte ihn an mit einem Gefühl, als ob sich mir der Magen umdrehte. Durch sein Sausen in meinen Ohren hindurch hörte ich seine Erläuterungen . . . „Viertelstunde kann's schon dauern. Manchmal zwanzig Minuten. Bei jedem verschieden, wissen Sie. Manchmal trifft sie der kleine Zapfen da gerade am Ende vom Rückgrat und bricht ihnen das Genick und dann ist's schnell vorbei. Aber andere, die haben nich so'n Dusel. Da will das Rückgrat nich kaputt gehen. Atmen immer weiter. Zäh Sache, so'n Genick von 'nem Menschen, wenn's drauf ankommt.“

Ich gelangte zur Tür. Ein Schwall Sonnenlicht flutete durch den Raum, umleckte das gräßliche Ding wie eine Flamme. Die Stimme verfolgte mich, lauter, damit ich auch hörte . . .

„Oben sitzt einer, der wartet schon drauf. Is nächsten Monat dran. Möchten Sie ihn mal anschauen?“

Ich war wieder draußen. Ein Trupp Gefangener starrte mich neugierig an. Ich stürzte zum Ausgang und rannte an dem Wächter vorbei. Ich wünschte zu sterben.



Mayrshofer

Mayrshofer

## HENKER-INTERVIEW

Von  
GEORG BALINT

Ich unterhalte mich mit dem Henker. Noch vor einer halben Stunde habe ich französische Bücher in der Hand gehalten, Disraelis Biographie von André Maurois und Renan. Renan! Aber jetzt unterhalte ich mich mit dem Henker. Mit dem neuen ungarischen Henker. Der alte ist gestorben, und man brauchte einen neuen. Man konnte sich um den Posten bewerben, es meldeten sich sehr viele Bewerber, unter ihnen auch ein Ingenieur, doch hatte er kein Glück. Als Sieger ging dieser Mann hervor; weil er vom Fach und das Henken in seiner Familie Tradition ist. Sein Vater war ebenfalls Henker gewesen, vor dreißig Jahren, hatte im Frack gehenkt und es in seinem Handwerk zur künstlerischen Vollendung gebracht. Und nun ist auch sein Sohn Henker geworden, Antal Kozarek.

Der Henker ist keine sonderlich dekorative Erscheinung. Er trägt keinen roten Mantel, wie seine Amtsvorgänger, und auch keinen Frack, wie sein seliger Vater. Er ist nach Art wohlhabender Kleinbauern gekleidet. Außerdem: er ist ein Riese, 186 groß, und wiegt 220 Pfund. Früher einmal war er Ringerchampion im Schwergewicht. Jetzt treibt er keinen Sport mehr, er ist bereits vierundvierzig Jahre alt. Jetzt befaßt er sich nur noch mit ernstesten Dingen. Er henkt. Oder, wie es offiziell heißt: vollstreckt das Urteil.

Außerdem: er ist Schinder. Schlägt herrenlose Hunde tot und sezirt krepierete Pferde seit fünfundzwanzig Jahren.

„Das liegt in unserer Familie,“ sagt er, „auch meine Brüder sind Schinder. Auch mein Vater war Schinder, bevor er Henker wurde. Es ist eine angenehme, gute Beschäftigung. Allerdings ist es schwer, die großen Tiere zu sezieren. Man



muß sich darauf verstehen. Auch die Hunde fachgemäß totzuschlagen ist nicht leicht. Darauf muß man sich ebenfalls verstehen.“

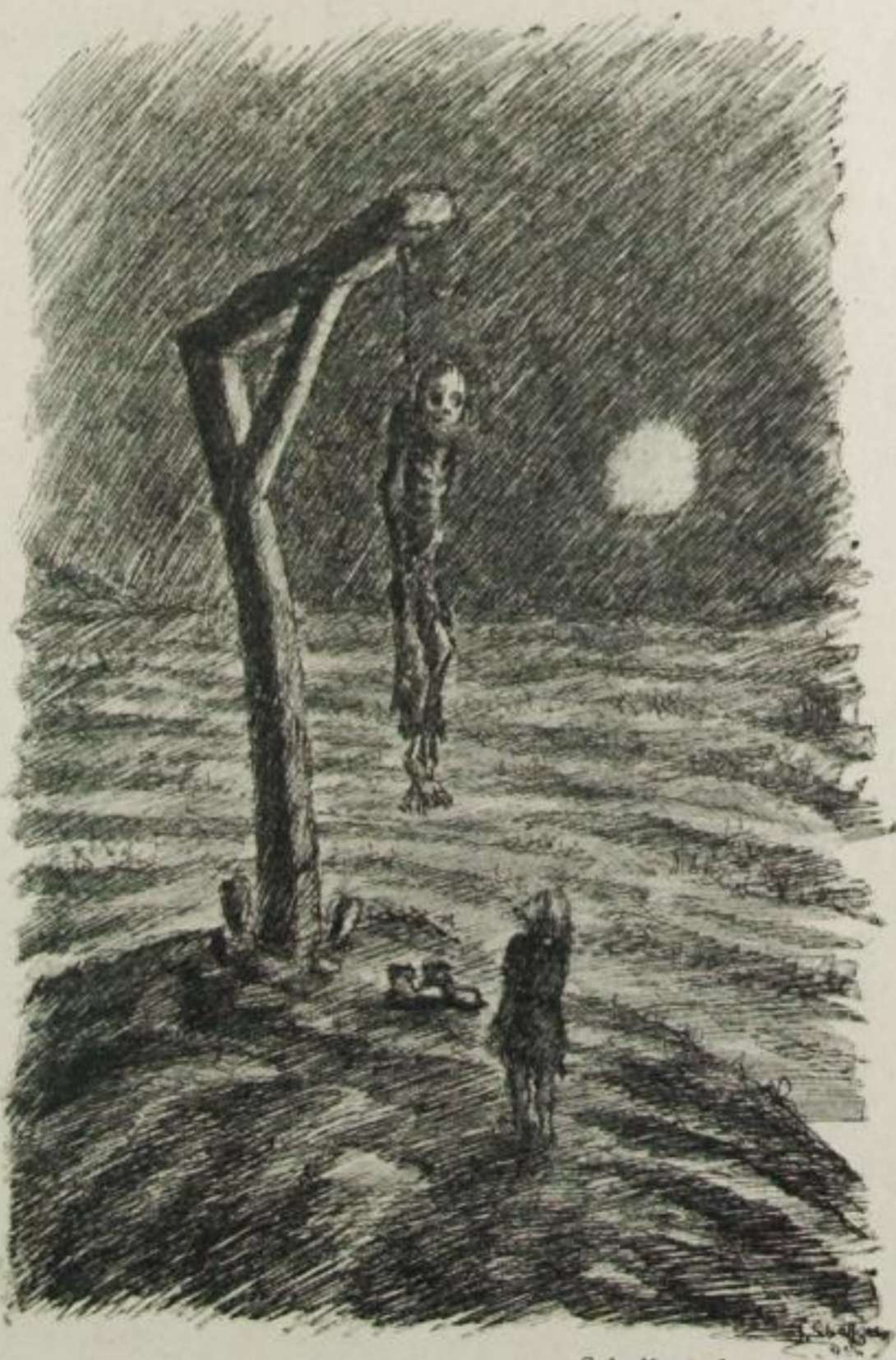
So der Henker, der im Gesicht rote Flecken hat, und ganz winzige, wässerige, blaue Augen. Und er hat auch eine magere, blasse, beinahe hübsche junge Frau, die zu ihm mit stummer Andacht aufblickt.

„Ich habe von meinem Vater das Henken gelernt“, erzählt der Henker. „In meiner Kindheit hat mich der Vater zusammen mit den Geschwistern zu seiner Arbeit mitgenommen. Ich habe mir genau angesehen, wie er arbeitet. Ich war ein gelehriges, aufmerksames Kind. Habe damals viel gelernt, was ich jetzt gut brauchen kann. Mein Vater hat schön gearbeitet, genau, reinlich, präzise. Er hat niemals einen Fehler gemacht, das Henken ist ihm stets wie am Schnürchen gegangen. Er wurde auch allgemein geschätzt . . . Und jetzt möchte ich in seine Fußstapfen treten. Ich liebe diesen Beruf. Es ist ein ernster Beruf, nützlich.“

Der Riese mit dem roten Gesicht wird beinahe gerührt. Alles ist jetzt so einfach. Das Henken ist eine schöne, künstlerische Arbeit. Renan hat vergeblich geschrieben, Tolstoi ebenfalls, Rembrandt hat vergeblich gemalt, Franz von Assisi hat vergeblich gepredigt, Lindbergh ist vergeblich geflogen. Was bedeutet all dies? Da doch alles so einfach ist: „Mein Vater hat kunstvoll gehenkt.“

Aber zur Erlangung des Henkerpostens genügt die Familientradition allein nicht. Dazu braucht man auch eine selbständige Praxis. Antal Kozarek hat sich auch diese verschafft. Wo? Selbstverständlich im Krieg. Ich bitte ihn, von seinem Debut zu reden. Mache ich mit einem berühmten Schauspieler ein Interview, frage ich ihn ebenfalls stets nach der Geschichte seines ersten Auftretens. Und der Henker spricht über sein Debut:

„Es war in Russisch-Polen, während des Krieges. Unsere Soldaten nahmen den Richter eines Dorfes samt zwei Spießgesellen gefangen. Die drei wollten eine Schanze, die wir erobern sollten, mit Wasser überfluten. Sie wurden zum Tode verurteilt. Ich mußte die Arbeit verrichten. Ich war ein bißchen nervös, immerhin, es war meine erste Arbeit. Ich wußte nicht, ob es glatt gehen wird. Es war ja auch kein richtiges, fachgemäßes Henken. Wir fanden einen Baum, an dem henkte ich sie. Der eine wehrte sich, wütend, erschrocken. Aber ich bin ein kräftiger



Schaffgotsch

Bursche. (Beängstigendes Lächeln.) Ich hab' ihm ein bißchen die Kehle zusammengepreßt, und es war erledigt. Er hat die Zunge herausgesteckt. Und da war ich schon beruhigt, Bei den beiden andern ist es schon ganz glatt gegangen. Ich bekam für meine Arbeit auch ein schönes Lob.“

Und obschon ich weiß, daß er mich verachten, für dumm und unernst halten wird, frage ich ihn jetzt: „Haben sie Ihnen nicht leid getan?“

Er antwortet mit einem geringschätzigen Lächeln: „Ach, was! Die! Unsere Soldaten wären ums Leben gekommen, wenn der Plan gelungen wäre. Die hätten mir leid getan. Aber ein Feind tut einem doch nicht leid!“

So, jetzt hab ich mein Teil. Der Henker hat mich getadelt, gerügt. Aber nun ist es schon einerlei. Nun gehe ich schon weiter.

„Was ist Ihre Ansicht über die Abschaffung der Todesstrafe?“

Stille. Der Henker überlegt. Das ist ein in sein Fach schlagendes Existenzproblem, darauf muß er, als einzig Berufener, ernst und gewichtig antworten. Er hat eine Weltanschauung, eine moralische Weltordnung zu verteidigen.

„Die Bestien müssen ausgerottet werden“, sagt er schließlich in sehr energischem Ton. „Die Menschheit muß von ihnen befreit werden. Man braucht sie nicht zu bedauern, sie verdienen den Strick. Wen der Richter verurteilt hat, der verdient ihn. Ich spreche nicht in meinem Interesse, ich möchte, daß man nicht zu henken braucht, denn dies würde bedeuten, daß es keine verbrecherischen, schlechten, sondern nur noch gute Menschen gibt. Aber die Moral muß bewahrt werden. Das Gute muß verteidigt werden. Ich verteidige es, weil ich ein starker Mensch bin, und mein seliger Vater war es ebenfalls. Und es ist Gott wohlgefällig, daß ich meine Kräfte zur Verteidigung des Guten verwende.“

Da hätten wir die Ethik des Henker. Jetzt kommt die Aesthetik an die Reihe.

„Was lesen Sie?“ frage ich ihn.

„Wissen Sie, man hat viel zu tun . . . Und abends ist man müde . . . Aber Sonntags pflege ich zu lesen, Kriegsbücher und ähnliche Sachen, aber selbstverständlich nur gute, kluge Bücher.“

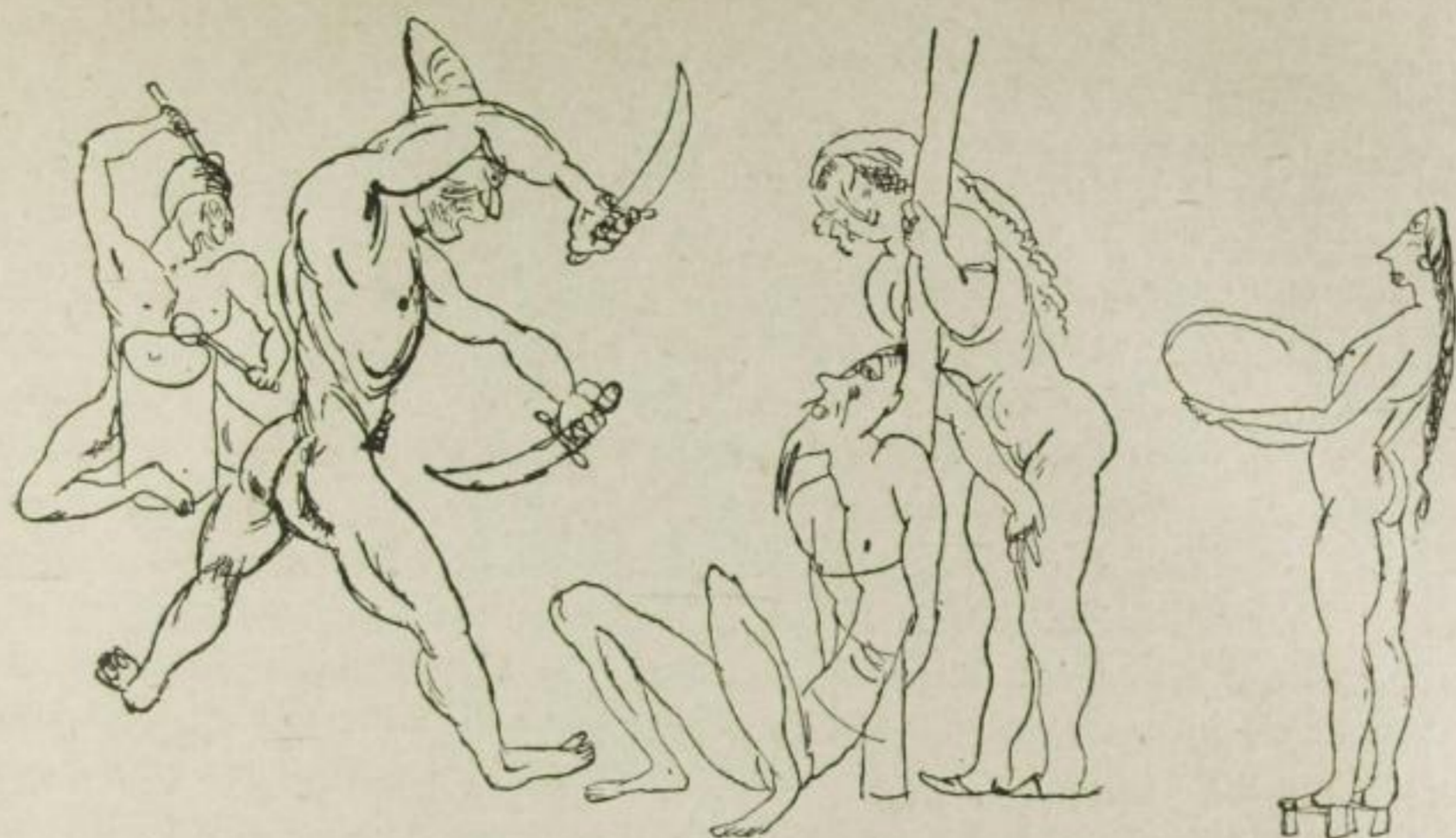
„Gehen Sie ins Theater?“

„Ins Kino gehe ich oft. Zu guten witzigen Filmen. Wo man richtig lachen kann. Denn ich lache sehr gern. Da ist zum Beispiel der Chaplin, beliebten Sie zu wissen, das kleine magere Männlein, in den verdammt großen Schuhen . . . Ueber den kann man von Herzen lachen. Und dann der große und der kleine Mann, Pat und Patachon . . . über die lach ich mich zu Tode.“

Auch in den Zirkus geht der Henker gern. Im Sommer geht er auf die Jagd. Kurz und gut: er führt ein harmonisches, einfaches gesundes Leben. Er ist ein großer Optimist und ein kleiner Epikuräer. Er sagt, das Leben sei schön, und es sei wohltuend, gut zu lachen und sich zu freuen.

„Ich sehe gern die guten Seiten des Lebens,“ sagt er. „Sorgen und Traurigkeit dagegen mag ich nicht. Doch hab ich zu derlei auch keine Veranlassung, mein Gewissen war immer rein. Ich habe bisher meine Arbeit stets redlich getan, und auch in Zukunft wird niemand über mich klagen.“

(Deutsch von Stefan J. Klein)



Pascin

## DIE HINRICHTUNG

Ein Erlebnis

Von

WALTER v. SCHULZ

**E**inst, es war in tiefer Friedenszeit, saß ich als junger Leutnant in unserem Kasino in Bromberg beim Abendbrot, als mir eine Ordonnanz einen schriftlichen Regimentsbefehl brachte, auf dem zu lesen war: „Morgen um 4 Uhr 40 Minuten vorm. stehen 2 Züge der 11. Kompagnie dem Gefängnisdirektor zur Verfügung (Exerzieranzug). Meldung vor dem Hauptportal des Gefängnisses.“ Als Führer war ich kommandiert. Auf meinen telephonischen Anruf bei dem mir bekannten Gefängnisdirektor erfuhr ich, daß dort um 5 Uhr eine Hinrichtung stattfinden sollte, wozu die beiden Züge als Absperrung und noch zu anderen Zwecken benötigt wurden. Hinrichtung! — Na schön. Ich mußte an den Ausspruch meines damaligen Obersten denken: „Ein guter Pommerscher Füsilier ist zu allem zu gebrauchen“. Ich ging früher als sonst nach Hause, begleitet von frommen Wünschen seitens der Kameraden, wie z. B. „Pass man auf, daß Herr Reindel nicht Eure Köpfe verwechselt!“

Als ich am nächsten Morgen zur vorgeschriebenen Zeit das Eintreffen der beiden Züge dem Gefängnisdirektor meldete, sagte er mir, daß ein Zug draußen zur Absperrung benötigt würde, während ich mich mit dem zweiten auf dem kleinen hinteren Hof des Gefängnisses dem Staatsanwalt zur Verfügung stellen sollte.

Auf dem Hof fand ich etwa ein Dutzend Menschen um einen kleinen Tisch versammelt, vor dem der Staatsanwalt in Amtstracht stand; er empfing

mich mit der Weisung, daß ich mit meinem Zuge rechts seitlich der Hinrichtebank Aufstellung nehmen sollte, um in dem Moment, wenn er den Kaiserlichen Erlaß dem Delinquenten bekannt gibt, das Gewehr präsentieren zu lassen. Hiermit wäre meine Aufgabe erledigt, und ich könnte nach erfolgter Hinrichtung wieder abrücken. Unter den versammelten Zylinder-Herren bemerkte ich einige mir bekannte Richter, einige Ärzte aus der Stadt und mehrere Stadtälteste. Auf dem kleinen Tisch stand in der Mitte zwischen riesengroßen Stößen von Akten das Kruzifix.

Ich baute meinen Zug wunschgemäß auf, etwa fünf Schritte von der Hinrichtebank entfernt, und da ich mich selber auf dem rechten Flügel befand, stand ich gerade dem Scharfrichter Reindel gegenüber. Dieser, damals vielleicht ein Mann Ende der fünfziger Jahre, machte einen durchaus sympathischen Eindruck. Er war von kleiner, untersetzter Behäbigkeit; aus seinem frischen Gesicht sahen zwei kleine fröhliche Augen, und die silberweißen Locken, die unter seinem Zylinder hervorsahen, gaben ihm eher das Aussehen eines gemütlichen Landpfarrers als das eines Mannes, dem ein so ernstes, schweres Amt oblag.

Ganz anders dagegen sahen seine drei Gehilfen aus; dies waren richtige Ringer-Erscheinungen, riesengroße Leute mit kleinen Köpfen zwischen den breiten Schultern und Händen von fabelhaften Ausmaßen. Sie hatten zur Feier des Tages schwarze Röcke angezogen, während Herr Reindel im Frack erschienen war, den er aber zur Exekution auszog. Vor mir stand in seiner ganzen Länge die Hinrichtebank, von welcher zu beiden Seiten zwei Lederriemen herabhingen, um den Delinquenten eventuell festzuschnallen. Am Ende der Bank befand sich etwas erhöht der Klotz, auf welchen der Kopf des Hinzurichtenden gelegt wurde; für dessen Kinn war ein passender Ausschnitt auf dem Klotz hergestellt. Auf diesem zeichnete Herr Reindel mit einem aus der Westentasche herausgeholt Stückchen Kreide in der Mitte einen langen feinen Strich.

So war es fünf Minuten vor fünf Uhr geworden, und ich benutzte diese Zeit bis zum Beginn der Exekution, um meinen Leuten zu sagen, daß sie sich tapfer halten sollen und daß derjenige, der annehme, daß er vielleicht schlapp machen würde, sich ruhig melden solle; ich würde ihn dann zum Absperrungskommando hinausschicken und von dort einen Ersatzmann anfordern. Kaum hatte ich meine Ansprache beendet, meldete sich ein kleines Männchen vom linken Flügel des zweiten Gliedes, seines Zeichens Lederarbeiter in Dramburg, mit den Worten: „Herr Leutnant, ich jlaub, mich wird ein bißchen ibel werden.“ Ich schickte den Mann hinaus, und als Ersatz meldete sich ein kleiner Berliner Junge mit strahlenden Augen, der schließlich noch darum bat, in das erste Glied einrangiert zu werden. Auch diese Bitte konnte ich ihm gewähren, da sein Vordermann, ein Holsteinischer Bauernsohn, recht gern mit ihm tauschte.

So wurde es 5 Uhr, und als 10 Minuten nach 5 immer noch nichts zu sehen war, sprach ich mit Herrn Reindel über die Unpünktlichkeit, worauf er mir erwiderte: „Ach wissen Sie, die Leute haben natürlich vorher noch alle möglichen Wünsche, um die Sache gern noch etwas hinauszuschieben. Das ist ja verständlich.“ Herr Reindel hatte inzwischen das Beil mit der sehr breiten Schnittfläche und offenbar mit starkem Vorgewicht dem Etui entnommen und es griffbereit neben

sich gelegt. Endlich, es war 5 Uhr 15, hörte man aus irgendeiner Ecke des kleinen Hofes: ping, ping, ping, ping. Es war das Armesünderglöckchen, welches man besonders zu diesem Zwecke aufgehängt hatte. Das Tor wurde geöffnet, und herein trat mit festem Schritt der Delinquent. Rechts von ihm der Geistliche und links ein Gefängniswärter, gefolgt von noch weiteren drei Beamten. Ich hatte Gelegenheit, den Mörder genau anzusehen, und muß sagen, daß er keinen schlechten Eindruck auf mich machte. Unter vollem, dunkelbraunen,



Elisabeth Döbbert (Scheren-Schnitt)

gescheiteltem Haar sahen zwei verträumte Augen hervor, und das Gesicht fand einen harmonischen Abschluß durch einen wohlgepflegten, in der Mitte gescheitelten kastanienbraunen Vollbart. Man hatte wohl aus Sicherheitsgründen in der letzten Zeit vom Rasieren Abstand genommen. Er nahm in militärischer Haltung Aufstellung vor dem Richtertisch und stützte sich nur ab und zu auf ein vor ihm liegendes Aktenbündel. Der Staatsanwalt wiederholt die Anklage. Der Mann hatte, als er in einem benachbarten Dorf reichlich Alkohol zu sich genommen hatte, ein kleines sechsjähriges Mädchen, das ihm zum Nachhausebringen übergeben worden war, im Walde vergewaltigt, es dann erwürgt und die Leiche in die Brahe geworfen. Da er in dieser Beziehung schon von früher etwas auf dem Kerbholz hatte und deswegen zu einer mehrjährigen Zuchthausstrafe verurteilt worden war, hatte das Gericht auf Todesstrafe erkannt. Nach Vorlesung des Urteils sagte dann der Staatsanwalt: „Ich mache Sie jetzt mit dem Kaiserlichen Erlaß bekannt.“ Und dieses war der Moment, wo ich mit meinem Zuge in Funktion trat. „Stillgestanden das Gewehr über, Achtung, präsentiert das Gewehr!“ Der Staatsanwalt las nun vor: „Wir Wilhelm von Gottes Gnaden machen von dem uns zustehenden Begnadigungsrecht keinen Gebrauch, sondern lassen der Gerechtigkeit freien Lauf! — Herr Scharfrichter, walten Sie Ihres Amtes!“

Was sich nun ereignete, war das Werk weniger Sekunden. Jedenfalls ging es wesentlich schneller, als ich hier berichten kann. Nachdem der Mörder das ihm hingereichte Blatt mit der Kaiserlichen Unterschrift scheinbar eingehend studiert hatte, war es ihm kaum wieder aus der Hand genommen, als er auch schon von den beiden riesigen Händen der Gehilfen ergriffen und ihm mit einem Ruck sein

Gefängnisrock und Hemd, die vorher bereits eingeschnitten und nur oberflächlich wieder zusammengenäht waren, bis auf die Brust heruntergerissen wurde. Sie zogen jetzt den nunmehr völlig Willenlosen und Apathischen auf die Bank herauf, der dritte Gehilfe, der bereits vorher seinen Platz vorne vor dem Block genommen hatte, paßte sein Kinn in die Leere und hielt den Kopf fest, während Herr Reindel das Beil kaum merklich anhob und es fallen ließ. Der Kopf rollte nun auf das reichlich ausgestreute Sägemehl, während das Blut aus der Schnittwunde des Halses zunächst in breitem Strom, dann aber im Tempo des Pulsschlages bald langsamer hervorquoll. Der Kopf war übrigens wunderbarerweise direkt auf die Schnittfläche gefallen, stand also aufrecht — und nun geschah etwas Seltsames. Langsam, in gleichen Abständen, öffneten sich die Augen und Mund und schlossen sich wieder. Ein Vorgang, der von den Ärzten mit großem Interesse beobachtet wurde. Erst nachdem der eine Gehilfe die Lage des Kopfes veränderte, so daß das Blut nunmehr freien Austritt hatte, hörten die unwillkürlichen Zuckungen von Augen und Mund auf.

Bald nach der Exekution wollten zwei der Gefängnisbeamten den Körper nehmen, um ihn in den inzwischen bereitgestellten Sarg zu legen. Jedoch verhinderte dies ein Gehilfe des Scharfrichters mit den Worten: „Nee, nee, erst ruhig ausbluten lassen, nachher läuft das Blut auf die Straße und das macht einen schlechten Eindruck.“ Dabei drückte er auf das rechte Schulterblatt des toten Körpers.

Da meine Funktion längst beendet war, wollte ich abmarschieren, als einige Leute meines Zuges sich an mich mit der Bitte wandten, ob wir nicht noch bleiben könnten, bis die Einsargung erfolgt wäre; man hätte nämlich bei ihnen erzählt, daß Hingerichteten im Sarge der Kopf zwischen die Beine gelegt würde. Also blieb ich noch, und wir konnten bald feststellen, daß dieses eitles Gerede sei; der Kopf wurde vielmehr so gut an den Rumpf herangepaßt, daß man nichts von dem gewaltsamen Tode des Delinquenten merken konnte, besonders, da man inzwischen auch die vorher heruntergerissenen Kleider wieder in Ordnung gebracht hatte.

Als ich nun mit meinem Zuge hinausmarschierte, sah ich am Eingang zum zweiten Gefängnishof ein altes, vollständig zusammengebrochenes Mütterchen stehen, daß, von oben bis unten in ein schwarzes Tuch gehüllt, heftig schluchzte und dem vom neben ihr stehenden Gefängnisgeistlichen liebevoll Trost zugesprochen wurde. Es war die Mutter des Mannes, der eben in den Sarg gelegt worden war, und sie folgte dann auch später als einzige Leidtragende, vom Pfarrer gestützt, dem Leichenwagen auf der kurzen Strecke zum Gefängnisfriedhof.

Draußen vor dem Gefängnis wartete eine unübersehbare Menschenmenge, und nur mühsam konnten uns Polizisten den Heimweg bahnen. Als ich seitlich des Zuges ging, hielt mich plötzlich ein altes häßliches Weib, vor Neugier zitternd, am Arm fest und schrie mich an: „Herr Leitnantje, Herr Leitnantje, erzählen Sie doch mal, ist er auch tot?“ Sie hielt mich so fest, daß ich sie hätte umreißen müssen, wenn ich weitergegangen wäre, und erst, als ich ihr die Antwort gab: „Jawohl, er ist tot, und Sie kommen wahrscheinlich auch gleich ran“, gab sie mich unter einem Aufschrei des Entsetzens frei, und ich konnte nun mit meinen Leuten unbehindert zur Kaserne marschieren — in den sonnigen Frühlingsmorgen.



Schwimmerin

Photo Trümper



Continental-Photo

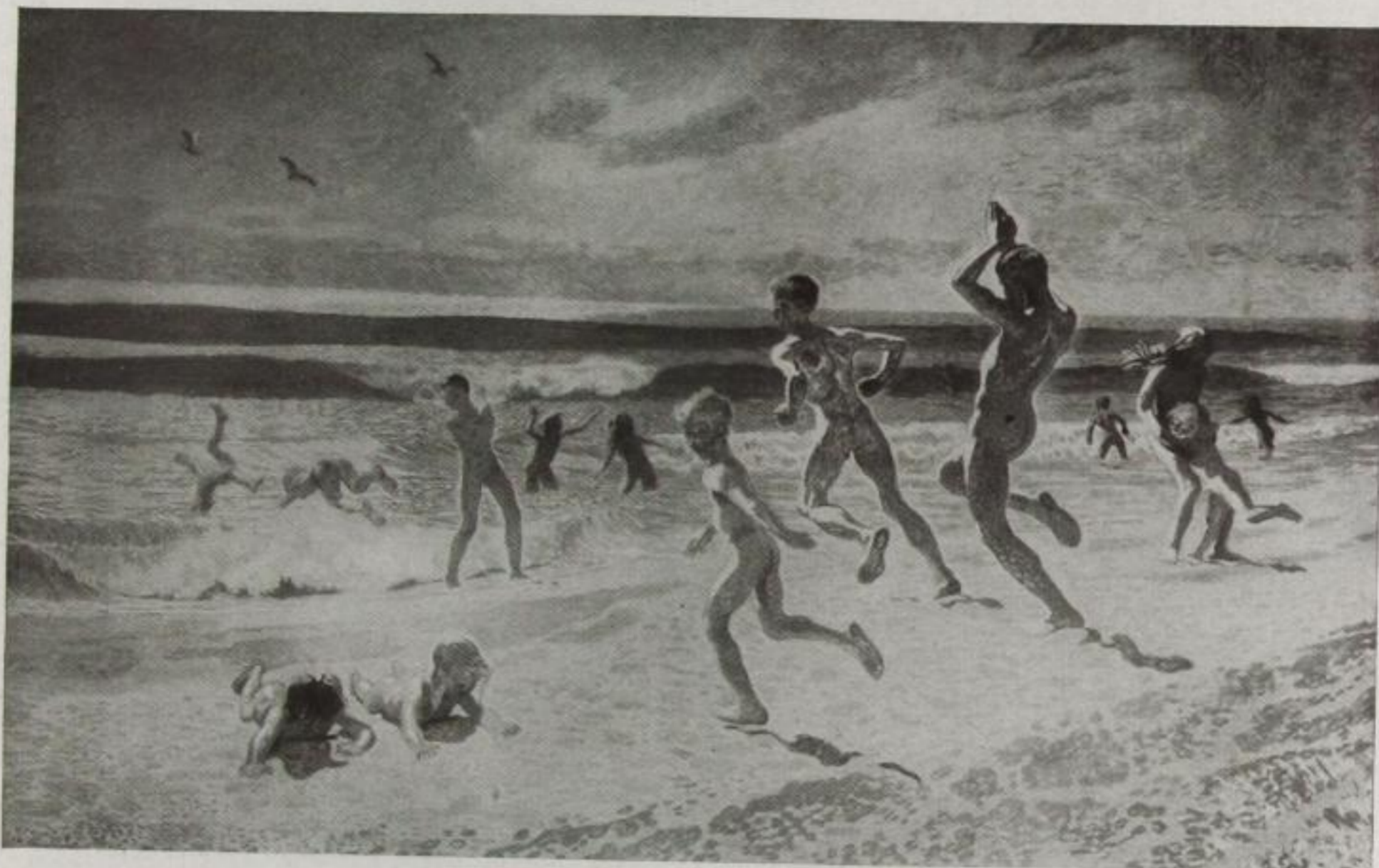
Uebungen der Roten Armee



Crocusblüten

Aus „Der Garten und seine Jahreszeiten“ von Schindler-Kache (Verlag Ullstein)





J. F. Willumsen, Sonne und Jugend

Sammlung Gotthardt, Malmö



Reichswehrsoldaten bei Wünsdorf

Photo Riebicke



Photo Dr. Gutschow

Mittagsstille

# MARGINALIEN

## PASSANTEN-GESPRÄCHE

### I. BERLIN, KURFÜRSTENDAMM

- . . . Ha kész lesz a kèp küldjön . . .
- . . . kein Wort mehr von Erotik, Wolfgang. Wir . . .
- . . . im Sommer wollen die Leihämter keine Smokings nehmen . . .
- . . . fabelhaftes Anzugsvermögen, macht 130, eben überholt, Type 28, gefedert wie das Bett der Pompadour . . . Sehen Sie sich morgen den Wagen an . . . eine dicke Mezie!
- . . . Alte Kleider zu verkaufen?
- . . . wenn ick mir amüsieren will, loof ick uffn Wedding!
- . . . man müßte die Schose anders aufziehen . . .
- . . . habn wir Mostrich zu Hause, Hanne?
- . . . ich hätte mich weniger verändert als sie . . .
- . . . Jessas, wenn i an Wean zrückdenk — — na, da geht mir a die Gall raus!
- . . . Scheiße! . . .
- . . . die Fritzi aus dem Eldorado hat sich 'n Opel gekauft . . .
- . . . mir platzt der Wechsel!
- . . . wolln mal mitm Zwanziger Bus fahren, vielleicht . . .
- . . . er sei ihr verfallen und dürfte nicht . . .
- . . . vorher eine Flasche Kognak kaufen. Zigaretten hab' ich im Nachtkästchen . . .
- . . . eine Drecksau, mein Wort . . .
- . . . Boze drogi, pan tysz jstes w Berlinie . . .
- . . . diese Schönheitskönigin aus dem Lunapark . . .
- . . . ein wenig auflockern . . .
- . . . fahr ich also mit dem Hilfsopérateur nach Werder hinaus. Und eine Rolle . . .
- . . . vielleicht eine Zigarette ohne Mundstück? Nee?
- . . . das ist ein subjektiver Begriff . . .
- . . . Madame, Sie verlieren die Hosen! — Komm, laufen wir, jetzt hat sie 's gehört!
- . . . einen Körper, sag ich dir . . .
- . . . wenn Sie sich so für meine Gespräche interessieren, dann kleb ich Ihnen eene, daß Ihnen sämtliche Gesichtszüge entgleisen . . . vastanden?

## II. WIEN, KÄRNTNERRING

- . . . Aber, Exzellenz, wenn ich herkomme, ist alles gleich . . .  
. . . Bis wann? Die ganze Nacht? . . .  
. . . Ich hab geglaubt, er geht in die Luft, wie ich . . .  
. . . Hat er was gefragt, wie ich bin? . . .  
. . . Sie hat gesagt, sie gibt keine Vorspeise, aber dafür . . .  
. . . Hat sie sich nett benommen, ist er immer böser geworden . . .  
. . . Der Leo Lancziz ist einer der hervorragendsten . . .  
. . . und nachher war's dann von Vorteil . . .  
. . . einmal hab ich Rosen um zwanzig Schilling genommen, einmal um fünf . . .  
. . . Abwesende charakterisieren . . .  
. . . ja blöd, sagt die Mizzi, das is ihre Angelegenheit, und kein Mensch . . .  
. . . that's bad . . .  
. . . den Offenbarungseid hat er auch gel . . .  
. . . denn das Gebackene ist viel zu . . .  
. . . beim Gerstner um eins . . .  
. . . i hab zum Beispiel Donnerstag was z'tuan . . .  
. . . der Trudel ihr Hut rutscht, wenn sie . . .  
. . . inneres Erleben . . .  
. . . du kannst mich . . .  
. . . schön jeder sein Essen mitbringen . . .  
. . . zoch zesch . . .  
. . . sie ist aber vorbei . . .  
. . . kannst du die Sache gründlich betrachten . . .  
. . . du hast das ganz recht . . .  
. . . die Polizei sagt, mit Rücksicht auf den Mann . . .  
. . . wann der gelbe Schuach anhat, geht sie a zu eam . . .  
. . . unterwegs ham sie sich noch schnell geküßt . . .  
. . . nur Berlin. . .  
. . . ruf ich an den Formanek . . .  
. . . grauer Grund, und drauf zartgrüne Kleeblatteln . . .  
. . . nur fürcht' ich, sie is eine Klette . . .  
. . . russische Handelsvertretung . . .  
. . . as egesch . . .  
. . . 27 Millionen . . .  
. . . tanzen kann er . . .  
. . . eine Frau hat ihm ein Mohnbeugel g'schenkt, damit . . .  
. . . und die Schwägerin mag absolut nicht . . .  
. . . ein Steckbrief! No, siehst du! . . .  
. . . schuschinian ta po k . . .  
. . . das Nachtmahl sehr mäßig . . .  
. . . am besten ein Zwischenfall beim Länderwettbewerb . . .  
. . . der Schnitzler? Einen Vollbart . . .  
. . . unterm Hund . . .  
. . . wird so ein normaler Mensch reden? . . .



George Grosz

- . . . hat der Frau Schatz d' Eier g'stohlen . . .
- . . . man soll sich direkt an die Verwandten wenden, nach Olmütz . . .
- . . . joj, hab ich mich geseht nach meiner Wohnung . . .
- . . . megweknek . . .
- . . . ich hab auch nie was übrig gehabt für schöne Wadeln . . .
- . . . siehst du, die hat ihn sterben lassen, weil . . .
- . . . in Grinzing wohnen Sie . . .
- . . . geh her da! . . .
- . . . er hat sich so schön entschuldigt . . .
- . . . und das Libretto in Ischl . . .
- . . . Untersuchungshaft . . .

## Die schöne Helena.

Heute führt man um Helenen keinen Trojanischen Krieg mehr (eine Frau ist schließlich kein Absatzgebiet), heute veranstaltet man um Helena Tennis-Turniere. Paris spielt noch immer eine Rolle dabei, aber nicht mehr der königliche Hirte, zu dessen Schönheits-Konkurrenz ganze drei Frauen — zugegeben Göttinnen — auszogen und sich auszogen. Die *Stadt* Paris empfängt die schöne Helena, andere Städte entführen sie weiter, sie wandert von Ort zu Ort, sie durchheilt die Welt, bewundert, bejubelt, beschrieben, bedichtet, bekämpft und niemals besiegt — *Helen Wills*.

Wieder einmal, und diesmal wirklich, hat U. S. A. „the biggest“. Helen Wills ist ein doppelter Tennis-Superlativ, sie ist die schönste Meisterin und die größte. Sie hat das Erbe der Suzanne Lenglen angetreten, und sie wird es noch einige Jahre verteidigen, ob sie es weiter vererben oder ob es ihr schon bei Lebzeiten entrissen werden wird, das ist schwer vorauszusagen. Sie ist eine Schönheit und eine Künstlerin, auch das wieder doppelt, denn sie ist Malerin. Ich ziehe das Rakett in ihrer Hand dem Pinsel vor. Sie hält mehr von der Malerei. Das, was der Mensch wirklich kann, imponiert ihm ja nie.

Helen Wills hat sich zum Tennis erzogen, sie hat aber auch glänzende Erzieher gehabt. Frl. Wightman — die Stifterin der gleichnamigen Tennis-Trophäe, die jährlich zwischen den Damen Englands und der U. S. A. umkämpft wird und vielleicht bald zu einem „Davis“-Pokal im Damentennis ausgebaut werden wird — Frl. Wightman war ihre Lehrerin, was aber mehr sagen will, der erste „große Bill“, William Johnstone, war ihr Lehrmeister.

Sie spielt den Stil Johnstones, kalifornisches Tennis. Johnstone war ein so glänzender Stratege, daß er immer richtig zum Ball stand, daß er wenig im letzten Augenblicke laufen mußte, daß er meist einen Sekundenbruchteil „Zeit“ hatte. Diese glänzende Placierung gestattete ihm, seine Füße vor jedem Schlag förmlich im Boden zu verankern und seine Schläge aus einem Stand herauszukanonieren, wie er solider kaum vorgestellt werden kann. Ist diese kurze Skizze seiner Spielweise nicht zugleich eine Beschreibung des Spiels der Wills? Sie läuft mit der Anmut und der Leichtigkeit einer Antilope, aber sie läuft weit weniger gern als diese. Gut laufen ist gut, denkt sie, noch besser ist: gar nicht laufen müssen. Sie arbeitet ökonomisch. Welcher Feldherr dächte daran, heutzutage offene Feldschlachten zu liefern? Helen Wills „gräbt sich ein“, sie geht in Stellung wie ein graziöses Geschütz, und sie bombardiert ihre Bälle scharf und genau, wie nur eine Tennis-Kanone.

Wäre ich ein Bildhauer, ich schüfe eine Plastik von ihr im Augenblick vor dem Aufschlag. Ihre linke Fußspitze hat sich die Linie ertastet, sie fühlt sich dort förmlich ein. Der Ball schwebt empor, von einer Bewegungswelle getragen, die in der Spitze des rechten Fußes entspringt und sich durch den ganzen Körper fortsetzt bis zu den Fingerspitzen der linken Hand. Eine zweite Welle folgt, voll Harmonie. Der Körper dreht sich in der Hüfte nach rechts, er zieht sich nicht zusammen, wie bei so vielen Spielern, er biegt sich bloß, bis er gespannt ist wie ein Bogen, und dann schnellt dessen Sehne, die Rechte mit dem Rakett, hoch und vor, und das Geschoß saussst!

Man hat Helen Wills als herrlichen Eiszapfen geschildert. Grundfalsch! Sie ist keine Statue, sie ist ein sogar sehr lebendiges Bild. Sie beherrscht sich gut, sie hat sich eine Fassade des Gleichmuts antrainiert, eine Maske. Aber ihre Persönlichkeit, ihr Temperament ist zu stark, um sich so verbergen zu lassen. Ihre schlanken, rassigen, nackten Beine bleiben nie ganz ruhig. Sie bewegen sich an der Stelle, sie tänzeln „in sich“ sozusagen, aber sie tänzeln. In ihrem ruhigen Gesicht spielen alle Züge mit, der Mund öffnet sich, und die grünen Augen leuchten auf und blitzen. Ihr Griff um den Schläger kann leicht sein, aber auch wild und wütend, ihr Schlag mechanisch scharf, aber auch glashart und schneidend. Es ist, als ob sie sich selbst immer zuriefe: „Helen, was habe ich dich gelehrt? Ruhe bewahren, eisige Ruhe!“ Sie hört sich und sie hört auf sich, aber sie kann nicht aufhören, es doch immer wieder erst hören zu müssen. Sie geht sich selbst durch, sie nimmt sich selbst an der Hand. Sie weiß, weshalb sie sich zügelt, ihr Temperament wäre sonst zu feurig für vorzügliches Tennis.

Sie ist an Gestalt, Gesicht und in der Anmut ihrer Bewegung eine moderne Hellenin, diese amerikanische Helene. Sie strebt scheinbar auch nach dem idealen antiken Gleichmaß der Gefühle. Sie ist *Herr* ihrer selbst und spielt nicht, wie sonst Damen spielen, sondern eben wie ein Herr, wie ein *Spieler* von Weltklasse. *Der Wills* nannte ich sie, nicht wegen ihres Wesens, das weiblich, sondern wegen ihrer Spielart, die männlich ist.

*Dr. Willy Meisl.*

„Der schöne Mensch.“ Die Darmstädter Kunstausstellung ist von der Interessengemeinschaft fortschrittlicher Künstler Hessens veranstaltet.



## Meine geliebte Insel Sylt.

Von

*Leopoldine Konstantin.*

Der nördlichste Punkt Deutschlands, die schmale Insel Sylt, die parallel mit der schleswig-holsteinischen Küste wie ein tapferer Vorposten ihre schlanke Linie den Wogen und Stürmen der wilden Nordsee aussetzt, ist mit keinem anderen Punkte der Erde zu vergleichen. Sie ist so einzigartig, so individuell, in ihrer sachlichen Schönheit so echt, daß es leicht zu verstehen ist, wenn diese Insel nicht Bewohner hat, sondern fanatische Eingeborene, Insulaner genannt, nicht Freunde oder Anhänger, sondern in sie Verliebte und Vernarrte. Diese Insel lieben ist nicht dasselbe wie einen angenehmen Sommeraufenthaltort bevorzugen; Sylt lieben heißt: Mitglied einer Sekte sein. Sylt ist eine Religion.

Man kann das ewige Problem der Liebe ebensowenig ergründen, wie das Geheimnis der Anziehungskraft dieses Paradieses zu enträtseln ist. Gut, Sylt ist sehr schön, Westerland ist modern, mit einem Nord- und Südbad, mit modernen Anlagen, Warmbadehaus, Tennisplätzen, Golfplatz, Reitgelände, schönen Hotels, lieblichen Friesenhäusern, man kann dort gut essen und trinken, abwechslungsreiche Strandfreuden werden geboten, aber nicht mehr, allerdings auch nicht weniger, als sonst überall an der See im allgemeinen und an der Nordsee in den verschiedenen anderen Orten. Während sonst der Reiz des Sommeraufenthaltes in der Untreue zum früheren Aufenthaltsort liegt, hat Sylt nur Anhänger, nur Anbeter, die jährlich treu wiederkehren. Wer einmal dort war, kehrt immer wieder zurück. In Westerland auf Sylt hält derzeit den Dauerrekord ein berühmter Zeitungsmann, der in der vorigen Saison zum 42. Mal den Sommer dort verbrachte (womit gleichzeitig gesagt werden soll, daß er in der heurigen Saison zum 43. Mal hinkommen wird). Wir Mitglieder der Sylter Sekte haben viel Respekt vor diesem größten Verehrer unserer Insel und glauben ihm blind alles, was er als Gründe der leidenschaftlichen Liebe zu Sylt sich zurechtgelegt hat: „Ich bin drauf gekommen, worin das Geheimnis liegt. So wie es zweierlei Arten von Fischen gibt, solche, die sich nur im Süßwasser aufhalten, und andere, die ins Salzwasser gehören, müssen auch die Menschen zweierlei Gattungen aufweisen: solche die Sylt lieben und solche die Sylt nicht kennen. Sylter und Nichtsylter.“

(Für den ungekrönten König der Westerländer Kurgäste scheint — tertium non datur — eine andere Art von Menschen gar nicht zu existieren.)

Wir richtigen Sylter sind — so paradox es auch klingen mag — mit den großartigen Errungenschaften der Technik, die in den letzten paar Jahren Westerland an die Spitze der Weltbäder gestellt haben, gar nicht recht einverstanden. Wir bewundern wohl alles, doch wir freuen uns nicht über den Anblick der täglich pünktlich eintreffenden Flugzeuge, die mit stolzem, selbstbewußtem Geräusch die Möwen auf den Dünen aufscheuchen . . . Herrlich ist der Damm, ein wahres Wunder der modernen Bautechnik, schöner als der Weg von Mestre nach Venedig, über zwölf Kilometer zwischen Festland und Insel





*Flenkell*  
**Kupferberg**  
*Matheus Müller*

*In lebhaftem gegenseitigen Wett-  
bewerb ringen „<sup>3</sup>“ um höchste Voll-  
endung ihrer Marken zum Vorteil des  
anspruchsvollen Sekttrinkers*

in die wogenden Wellen des Meeres gebaut, angenehm die Reise in den „Trains rouges“, den neuen roten Waggon der „Mitropa“, wunderbar: am Abend (Lehrter Bahnhof) in das Schlafkoupé einzusteigen und um 7 Uhr früh in einem monumentalen neuen Westerländer Bahnhof auszusteigen, schön ist der Tagesbäderzug, der von früh bis nachmittag den großen Weg in ein paar Stunden zurücklegt; der Anblick der rasenden Lokomotive auf dem Hindenburg-Damm, rechts und links von Wellen umtost, ist einfach göttlich: gleichzeitig der Sieg menschlicher Arbeit über die Natur. Der Hindenburg-Damm sollte als Propaganda für deutsche technische Leistungsfähigkeit noch viel mehr ausgenutzt werden, nur wir von der Sylter Sekte waren — neben aller Bewunderung für das große Werk — auch mit dem alten Dampfer „Kaiser“ ganz zufrieden, der uns aus Hamburg in 12stündiger Seefahrt an den Schönheiten der Küste vorbei nach Hörnum brachte, von wo aus dann die primitive kleine Klingelbahn uns wichtigtuerisch auf die verschiedenen kleinen Bahnhöfe von Westerland, Wenningstedt, Kampen und List beförderte.

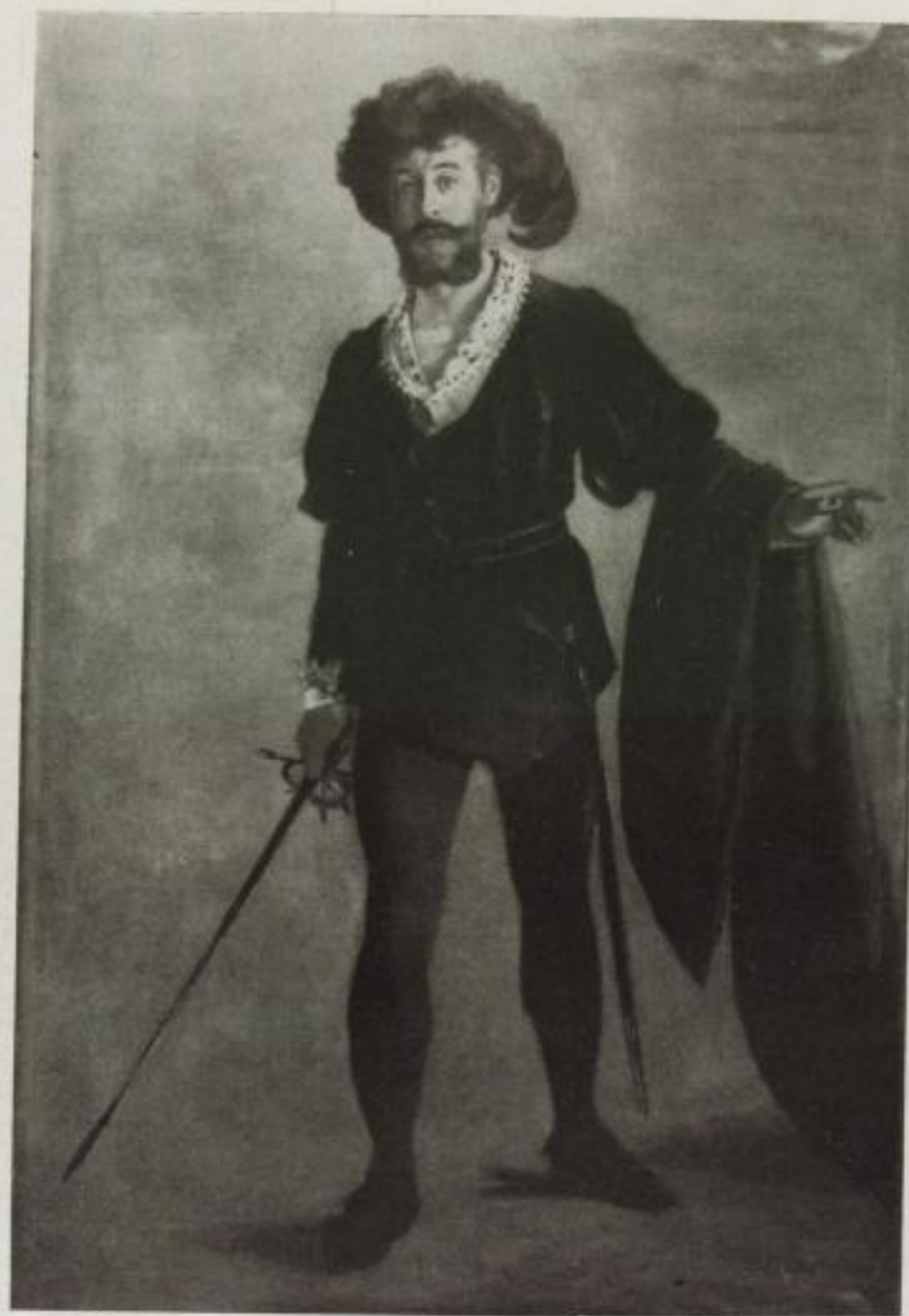
Man müßte einmal Westerland gegen die im Bewußtsein oder im Unterbewußtsein der Uninformiertheit liegenden Verleumdungen in Schutz nehmen. „Brr . . . ist es dort kalt,“ hört man, wenn man das Wort Westerland ausspricht, „ach, geht dort ein Wind, dort kann man ja erfrieren“, sagen immer Menschen, die keine Ahnung von der berausenden Schönheit des Nordseewindes haben. „Das liegt ja gleich bei Island oder ganz nahe zu Grönland, dort muß man doch erfrieren!“ Das sind glatte Verleumdungen. Allerdings kamen einmal zwei Damen nach Westerland, ohne inneren Drang oder Ueberzeugung, nur weil es eben in Mode war, aufgedonnert mit riesenbreiten Hutkrempe, und traten aus dem Hotel gerade in dem Augenblick, als der herrlichste Westwind salzig und frisch über die Insel wehte. Um ihre Toiletten und Hüte besorgt, konnten die Damen keinen Schritt machen. „Hier zieht es!“, sagten sie und kehrten fluchtartig in die Hotelhalle zurück, setzten sich an ihre Bridgetische und verließen am nächsten Tage die Insel. Alle, denen es in Westerland „zieht“, die von „Zugluft“ sprechen, die nicht wissen, daß der Wind die heilvollsten Wirkungen ausübt, daß der Wind die Seele und die Organe des Menschen reinigt, sollen nicht nach Westerland kommen, die gehören nicht zu uns.

Ich kann nicht in den Verdacht kommen, für Westerland Propaganda zu machen, wir Anhänger dieser schönen Insel Sylt sind unser genug. Wir brauchen keine Hilfstruppen.

**Rossius will Straßen taufen.** Rossius hat draußen vor der Stadt, vielleicht weiß man Bescheid, eine Kolonie aufgebaut. Alles brav und nett, und jedes Haus hat eine Regentonne, grün angestrichen. Professor Seeck lustwandelt durch die Kolonie, trifft Rossius, Rossius tobt. „Was ist los, Rossius?“ — „Die Gemeinde macht mir schon wieder Schwierigkeiten. Wegen der Straßennamen.“ — „Wie sollen die Straßen denn heißen, Rossius?“ — „Drei Straßen: die eine, hab ich vorgeschlagen, soll „Leerlauf“ heißen, die zweite „Müßiggang“, die dritte „Instanzenweg“. Die Kerls sind dagegen.“ C. B. („B. Z.“)



Gustav Wolff, Frau

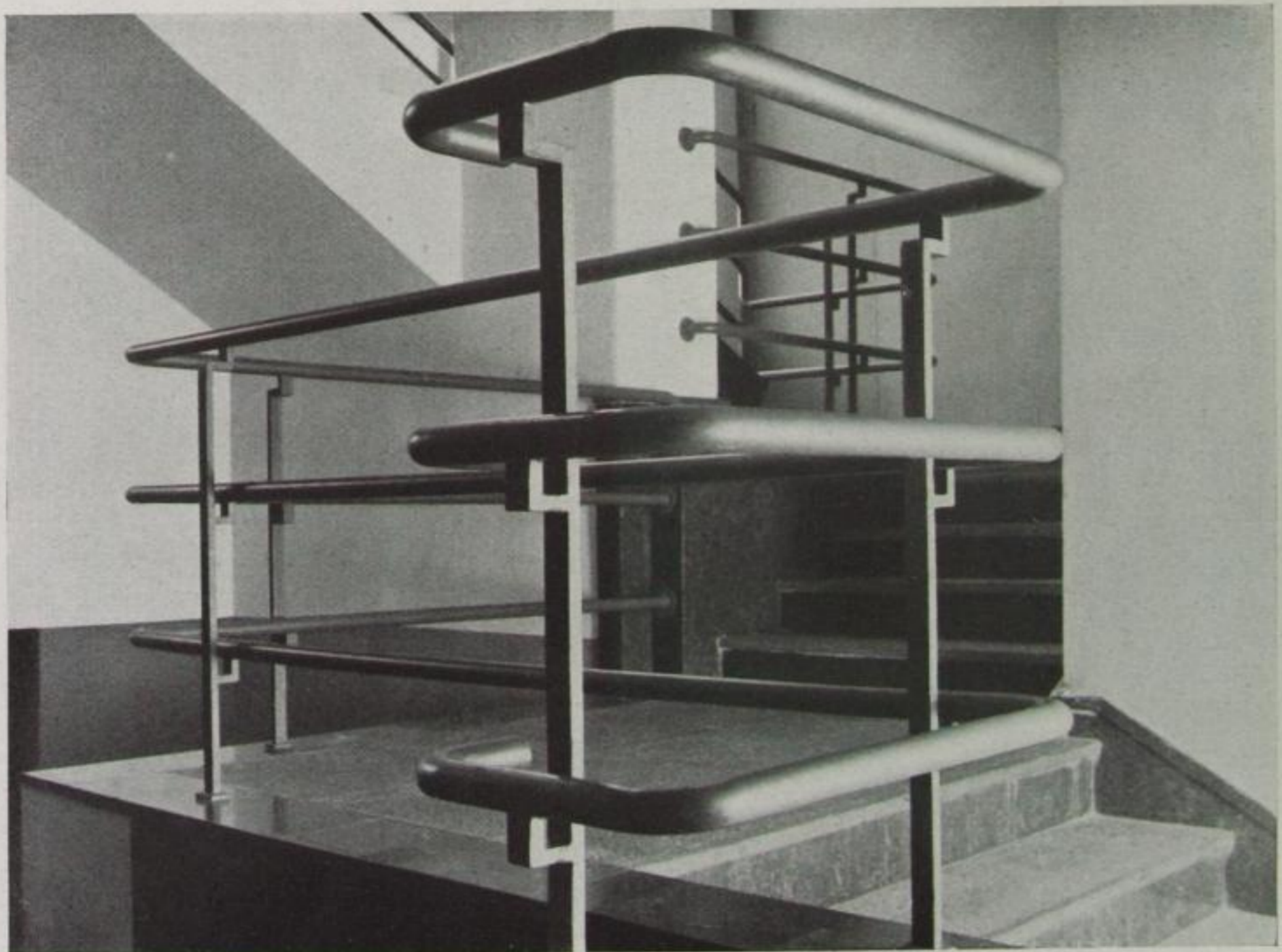


Eduard Manet, Der Sänger Faure als Hamlet

Neuerwerbungen des Folkwang-Museums



Alfred Fischer, Dienstgebäude des Siedlungsverbandes Ruhrkohlenbezirk, Essen



Nebentreppe dieses Hauses

Renger Photos

*Der Burgplatz in Essen*



1908



1929



Carl Hofer, Das Gewitter  
aus den Jubiläumsausstellungen des Kunstvereins für Rheinland und Westfalen  
in Düsseldorf

Galerie Flechtheim



Bartolomeo Veneto, Bildnis

Kunstverein

## Essen.

Essen ist die große Enttäuschung der Reporter, zumal für solche, die es sehr eilig haben; denn für sensationelle Berichte gibt die Stadt nichts her. Die Kohlen liegen nicht zentnerweise auf der Straße herum, ein weißer Kragen oder ein helles Kleid ist nicht in einer Stunde schwarz vom Ruß, sie werden mehr oder weniger schnell schmutzig, wie anderswo auch.

Der alte Stadtteil ist wie in den meisten Städten eng, unsymmetrisch gebaut, und die Hauptgeschäftshäuser haben sich dort niedergelassen, und das Menschengewoge, das einer Goldgräberstadt ähneln soll, kommt so zustande, daß einige Straßen für den Fahrverkehr gesperrt sind und die Fußgänger nicht rechts oder links, sondern mitten auf dem Fahrdamm gehen, jeder wie er will. Die Häuser von Essen sind nicht auf Abbruch gebaut, weil die Kohlen mal alle werden könnten wie das Geld in der berühmten Goldgräberstadt, nein, die Häuser sind sehr stabil, auf lange Lebensdauer gebaut. Die Bergschäden, die Risse in den Häusern verursachen, sind natürlich nicht meterbreit, wie die Sage geht, und verursachen keine Einsturzgefahr. In Berlin mag es mehr baufällige Häuser geben als hier. Der Westen der Stadt ist nicht das vornehme Viertel wie in vielen Städten, sondern das Arbeiter- und Kleinbürgerviertel, wie ein eiliger Reporter feststellte mit dem Ergebnis, Essen habe kein sogenanntes vornehmes Viertel. Der rasende Reporter hätte sich ein klein wenig mehr Zeit nehmen müssen, und er hätte im Süden der Stadt und in Bredeney beneidenswerte Wohnviertel entdecken können.

Wer das öffentliche und gesellschaftliche Leben hier in seinen intimen Zusammenhängen kennenlernen will, braucht Zeit. Es ist aus Tradition konservativ, kritisch mit Vorsätzen, dabei aber nicht gedankenlos, salopp. Alles, was den Anschein des Mondänen hat, ist äußerst verfemt, und die Frau des berühmten Industriellen X. ist nach der Mode von 1913 gekleidet. Die großen Gesellschaftsabende werden im Stile der Vorkriegszeit gepflegt, ein wenig leutselig, ein bißchen steif, etwas aufgesetzt — dies verhindert allzu große Vertrauensgespräche — das Managen. Die Tradition beruft sich auf den Urgroßvater, der Montags morgens mit einem Handkoffer voll Mustersachen 4. Klasse seine Kundschaft besuchte und nur durch Fleiß und Qualität seiner Erzeugnisse und durch eine äußerst einfache Lebenshaltung es zu dem gebracht hat, was die Familie heute ihr eigen nennt. Auf Hügel, dem Wohnort der Familie Krupp mit weit über 100 Angestellten, soll Frau Berta Krupp von Bohlen-Halbach, angetan mit einer großen weißen Kleiderschürze, selbst in Haus und Küche mit tätig sein. Diese betonte Einfachheit ist hier sehr beliebt und macht populär.

Das kulturelle Leben muß man, nach strengen kritischen Maßstäben gewertet, als in dem ersten Anfangsstadium bezeichnen. Die kulturellen Schwarmgeister, die in Essen wie in dem gesamten Ruhrgebiet ein neues Kulturzentrum wittern, befinden sich stets in einem großen fundamentalen Irrtum, da sie nur übertragen wollen, keine Zeit haben oder, besser gesagt, zu bequem sind, um etwas Originelles zu schaffen; denn das gesamte Gebiet hat einen eigenen Charakter, der stärkste, konsequente Berücksichtigung verlangt. Die Schicht, die anderswo als Förderer kulturellen Lebens in Betracht kommt, ist hier vollkom-

men uninteressiert, ihr Sinnen und Trachten gilt zu jeder Zeit der Wirtschaft. Jedoch die Jugend, die die traditionellen Grundsätze elastisch handhabt, ist dabei, Essen ein eigenes Kulturleben zu schaffen. Das neueröffnete Folkwang-Museum, die künstlerischen Umgestaltungen der städtischen Bühnen, das neu-erbaute Haus der Technik sind Anfänge eines bestimmten Willens, und das Wichtigste dabei ist, daß die erwähnten Einrichtungen nicht aus dem Gedanken geschaffen wurden, weil andere sie auch haben, sondern daß sie aus innerer Notwendigkeit entstanden sind. Die Personalpolitik mag an diesem oder jenem der genannten Einrichtungen zuweilen nicht die wünschenswerte sein, doch dieses ist zur rechten Zeit am schnellsten zu ändern.

Wenn hier mehr dem Pessimismus das Wort gegeben wurde, so geschah es, um einen goldigen Optimismus Außenstehender einzudämmen. Wenn anderwärts die Kommunalverwaltung oft kunstfeindlich gesinnt ist, so ist vom amtlichen Essen zu berichten, daß es in der Persönlichkeit des Oberbürgermeisters Eugen Bracht einen zielbewußten Förderer des neuen kulturellen Lebens besitzt.

H. K.

---

**Zuschriften von Rundfunkabonnenten.** „Die Kündigung meiner Rundfunkempfangsanlage erfolgte aus nachstehendem Grunde: Rundfunkanlage schon seit sechs Wochen zertrümmert im Interesse einer lieben Mitbewohnerin, die sonst durch meinen Radio ins Irrenhaus gekommen wäre, wie sie sagt. Sollte Gott dieses Treibhausgewächs durch Tod abberufen, so richte ich mir wieder einen Radio ein. Solange muß ich auf den Genuß verzichten. Hoffentlich hat Gott bald ein Einsehen!“

„Ich möchte Ihnen freundlichst ersuchen, ob es kein Buch gibt, zum lesen über die begabte Männer der Musikkompositionen. Zum Beispiel: Behthofen, Franz Schubert, R. Wagner, Joh. Strauß, Emil Waldteufel, und für Zitherkompositionen Fritz Mühlhölzl, Hans Drechsler und andere bekannte Kompositionen. Die Namen sollen in ein Buch gebunden sein und die Darstellung der Lebenslauf und die Todesfolge der Verstorbenen Komponisten, und die lebenden Ihre Geschicklichkeitsform zum Komponieren. Auch soll das Bild der großen Männer im Buch vorhanden sein, als Erinnerung. Ich habe schon großartige Stücke die Feinheit der Töne und die große Aufopfernde Harmonie Lehre, daß mir über Herz und Rücken Gefühle gelaufen sind. Ich denke vor mir immer hin, wie das gibt heutzutage solche Stücke zu komponieren. Wie zum Beispiel Strauß und Emil Waldteufel die beiden Walzerkönig. Ich spreche aus mein Herz und das Stück Rosamunde von Fr. Schubert, ich konnte vor Erstaunen der Musiktechnik sterben. Ich kann gar nicht aussprechen, wie mein Herz verlangt solche Gefühle.“

---

**Sir Horace Rumbold**, der britische Botschafter, wird es uns nicht verübeln, wenn wir behaupten, daß sein bedeutendes Antlitz durch eine zu tief sitzende Brille entstellt wird. In Hannover sorgt für richtige Brillen Dipl.-Optiker Staude, der Brillenspezialist, Hannover, Theaterplatz 12, Ecke Luisenstraße.

(*Hannoverscher Kurier.*)



## CASSIS SUR MER

Alter Mensch auf heißem Stein  
angelt sich sein Frühstück ein;  
dicke Mädchen watscheln sehr —  
Sonne, Sonne auf dem Meer,  
Sonne über den Oliven,  
in den Herzen, in den Heimatbriefen:  
Hier empfängt er, was er sucht,  
wenn der Mensch die Stadt verflucht:

Blaue Luft und roten Mennig,  
Buchten, Bojen, Leuchtturm, Riff,  
Liter Rotwein sechzig Pfennig,  
und vorm Café dicht das Schiff —  
Schiff, das tausend Maler malen,  
tausend Maler aus der ganzen Welt —  
als Sujet dahingestellt. —

Wer wird kaufen, wer wird zahlen?

Keinen scheint es zu betrüben.  
Spanier, Portugiesen, Schweden  
wolln hier nicht den Markt bereden,  
sondern neue Sachlichkeit verüben.

Manchmal auch erklingt ein Ton  
wie aus deutschem Süd und Norden —  
dann ist eine Sezession  
eben reif geworden.

Denn man muß sich nur nicht irren  
und von wegen „Flucht“ und „raus!“ — —  
Wo auch immer die Zikaden sirren —  
immer bleibt der Mensch zu Haus.

*Peter Scher*



## MUSIKALISCHES

### Toscanini, Hindemith, Tonfilm und Zapfenstreich für König Fuad.

*Toscanini* hat die alten, guten Rezepte der wahrhaften Oper und also auch z. T. des Kasperletheaters. Alle Bewegungen seiner Künstler sind mechanisch, sie winden sich im Schmerz, Frauen werfen sich am liebsten gleich zu Boden, wenn sie wahrhaft unglücklich sind, breiten in Seligkeit die Arme aus, wenn alles klappt, wie sie es wünschen, und zwar nicht etwa, wie es bei uns manchmal die großen Kanonen tun, nach Art kräftigender Freiübungen, sondern in den edlen, abgerundeten Bewegungen der südlichen Rasse, die so phantastisch, beinahe beleidigend gesund und unkompliziert erscheint. Das Ganze ist eine Apparatur, ein wundervoller, mit allen Raffinements erbauter mechanischer Gegenstand, der ein für allemal gleich gut funktioniert. Lucia di Lammermoor war die Krone. Allein schon die Idee ist Goldes wert.

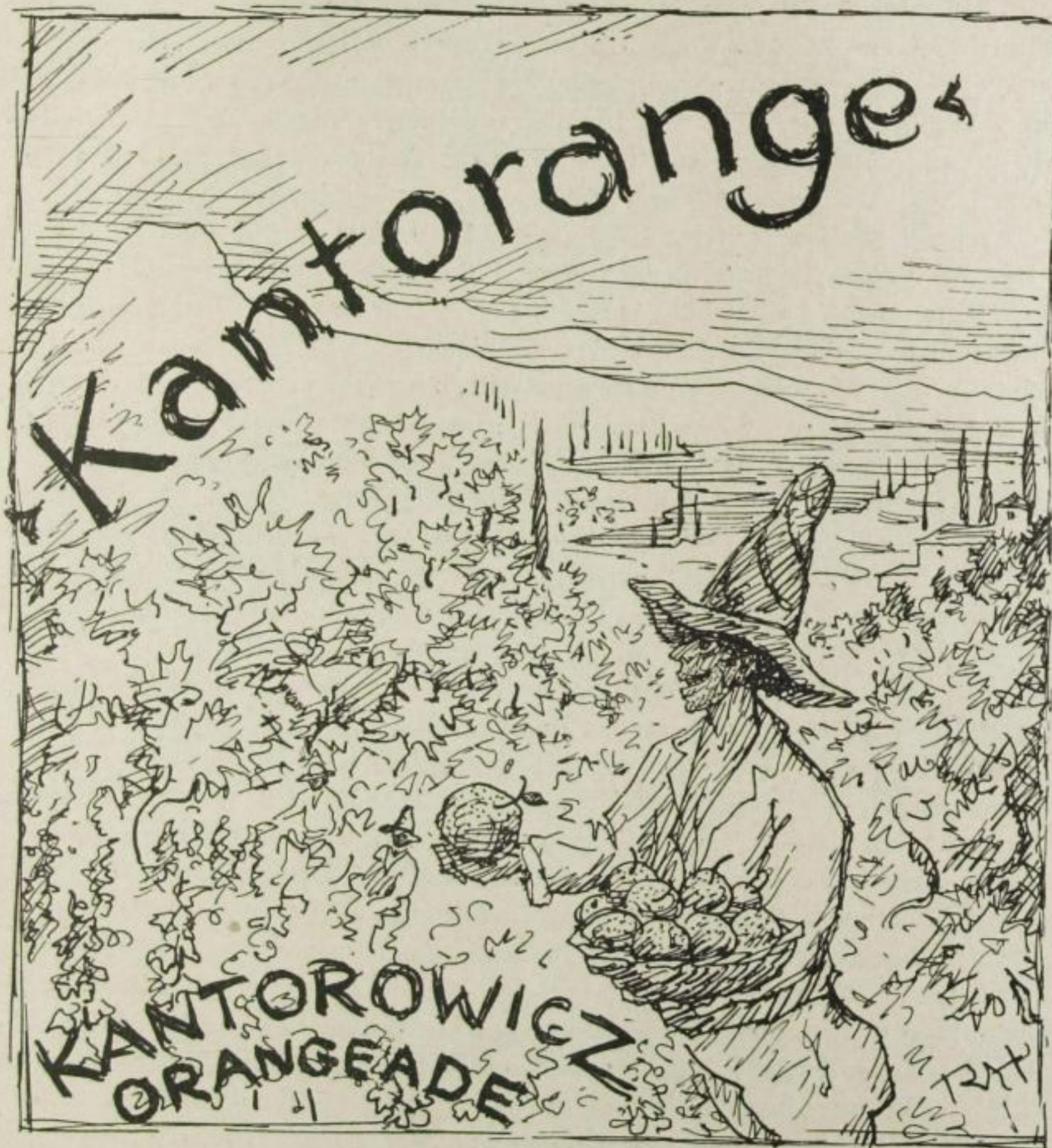
*Hindemith-Oper* und *Tonfilm* haben das gemeinsam, daß in beiden die Musik überflüssig ist. Beim Tonfilm absolut, bei Hindemith, nur, soweit es sich um die Oper handelt, d. h. wenn die Musik die unselige Handlung loswäre, könnte man befreit aufatmen, wie jemand, der drei Telephone auf einmal zu bedienen, dabei Briefe zu diktieren und Gespräche zu führen hat, wenn er wirklich mal nur eins davon zu tun hat.

Ich frage einen Menschen, sagen wir eine intelligente Frau — die Mannspezies, wenn es sie gibt, funktioniert ungenau —, ob er etwas von der Handlung versteht, wenn er das Textbuch nicht dreimal vorher durchgelesen hat. Wo existieren heute noch diese Ehescheidungstypen? Vielleicht in Bebra, aber bestimmt nicht in besseren Plätzen, wozu ich Berlin rechnen will, wenn wir auch noch lange nicht das Scheidungsniveau von New York erreicht haben. Also mit Scheidung soll der moderne Autor überhaupt nicht operieren. Aber zugegeben, es sei schick, sich scheiden zu lassen, es sei ein Event: es kommt der schöne Herr Herrmann. Der existiert vielleicht in Wien. Hier sind die Leute nicht schlechthin schön und eignen sich nicht schlechthin zu Liebhabern. Es kommt die Venus, eine unangenehme Klamotte, die verkehrt bricht. Es kommt die Badewanne, in der eine *bekleidete* Dame sitzt. Es kommt das Skalamädchen, dürftiger Einfall, dessen Belachen peinlich ist, es kommt das Auftreten des schicken Scheidungspaares, was eine Entgleisung darstellen soll. Aber nicht jede Entgleisung hat Charme, die meisten sind nur fies und langweilig.

Diesmal hat der ebenso einfallsreiche wie graziöse und freche *Marcellus* die Realität aufgegeben, und das bekommt niemandem gut, besonders nicht in heutiger Zeit, selbst nicht, wenn er Märchen dichtet wie diese, denn im Gegenteil, gerade Märchen verlangen die strengste Befolgung der Realitätsregel. Hier dagegen ist alles ausgedacht, es stimmt nicht und verstimmt deshalb. Wieso sitzen zahlreiche Daktylos auf dem Haufen, was man noch nie gesehen hat, wieso treten — Entwürdigung des heiligen Journalistenstandes, der fast immer verkehrt persifliert wird — Journalisten in kleinen Rudeln und Cuts (ausgerechnet) auf, wo man gerade in diesem Stande soviel Individualität und soviel Witz findet?

Und was für Kleider! Eine elegante Oper vom Tage verlangt erst mal elegante Leute in gutsitzenden dresses, danach erst gute Stimmen. Gute Kleider, smarte Manieren ist das Erstgebot, danach die Anstrengung — der gesangliche Part!

Nie wieder Operntexte, Marcellus! Und wozu schreibt Herr Hindemith eine Oper, wo er ohne den lächerlichen und ungelinken Apparat viel weiter kommt, wo er so schöne Kammermusik schreibt, schlagende Konzertmusik, und wo es



Rolf v. Hoerschelmann

den Sketch gibt, der vor allen Dingen den Vorzug hat, kurz zu sein? Drei Akte ist Wahnsinn, wenn nicht Selbstmord, wenn nicht ein schlechter Witz.

*Meine Ruh' ist hin . . .* Was aber den Tonfilm betrifft, jedenfalls *diesen* Repräsentanten, den „singenden Narren“, so ist er zunächst ein Gegenstand des Aergers. Das auf alle Fälle Positive des Films war bisher, daß man sich ungeniert benehmen konnte. Die Feierlichkeit, die über jeden Deutschen kommt, die guten Manieren, die in Wirklichkeit nichts andres sind als Theater- und

Konzerthausdrill, diese Feierlichkeit, sobald es „angefangen“ hat, und sei es auch das albernste Zeug, von dieser Feierlichkeit hatte sich wenigstens der Film freigemacht. Man konnte schwätzen, schlafen, sich räuspern, wie man wollte, denn die Musik, die man hörte, wurde nicht ernst genommen. In Zukunft scheint das vorbei zu sein, man muß zuhören, muß lauschen auf diese alten Knarrgeräusche, diese Hohltöne, die aus der Leichenkammer oder vielmehr aus der Stimmkonservenbüchse kommen. Man muß auch überwachen, ob die Töne stimmen zu dem Mund- und sonstigen Mienenspiel. Kurzum, man muß wie im Theater und Konzert arbeiten, das Wenigste ist noch, daß man auf die Weise Englisch lernt: Berlitz School with music. Als ob es irgendeinen noch interessierte auf der Welt, was für altfränkische Bewegungen Jazzbandspieler mit ihren Trommelstöcken vollführen oder die Saxophonbläser mit ihrem alten guten Haus- und Familieninstrument.

Was soll das Ganze? Der Film — das hat bisher nur Charlie Chaplin begriffen — unterscheidet sich vom Theater durch seine besonderen Gesetze, die aufzuzählen nicht Aufgabe des Querschnitts ist. Nur soviel: daß er typisch zweidimensional ist, daß sein Reiz in der Plattdrückung des Dreidimensionalen besteht, — daß dies eine sehr geheimnisvolle, nur ihm eigene Wirkung ergibt, etwas Real-Irreales, etwas schattenhaft Lebendiges, eine Welt für sich, in der sich tausend Dinge ereignen können, die der reinrealen Welt ewig verschlossen bleiben, nicht in sie hineinkönnen. Und plötzlich ertönt etwas, was wirkt wie ein Loch, ein Loch im Wesen des Films, etwas, was deutlich die Dreidimensionalität suggeriert, ein schmachlicher Verrat, eine unangenehme Konzession an den Naturalismus des faktischen Geschehens.

Wie sich das bis jetzt ausnimmt, ist es ein gigantischer Bluff, dessen jahrelange Vervollkommnung wir über uns ergehen lassen müssen wie soviel anderes auch, von dem wir überzeugt sind, daß es nie etwas wird — bis sich die Menschheit eines Tages sagen wird: warum dann nicht gleich einen Schritt weiter und richtiges Theater mit richtigen lebendigen Menschen, richtigen Stimmen, von Ivogün, Barbara Kemp, Jeritza und andern Besitzern goldener Kehlen. Aber für die Provinz, für alle, die nicht an Ort und Stelle sind, kurzum für Züllichau als Ersatz vielleicht einmal eine schöne runde Sache.

Eines der größten musikalisch-theatralischen Ereignisse war der *Zapfenstreich* für König Fuad. Es muß rieseln. Rieseln ist der Gradmesser für die Bedeutung des Ereignisses. Und es rieselte sämtlichen Leuten, die da versammelt waren für dieses Schauspiel. Da kam dieses ganze wunderbare Preußen wieder heraus, die wunderbare Seite Preußens, der Sinn für das Mystische, der Sinn für diese berauschte Exaktheit, das halb Barbarische, das abbiegend Elegante, das Melancholische und Willensstarke, kurzum die ganze Skala, die sich nicht auf eine Formel bringen läßt. Auch Orlik war hingerissen, er machte mich immer wieder auf das „Locken“ aufmerksam, diese Wirbel, diese martialischen Wirbel, alles im Fackelschein. Kitsch oder nicht Kitsch, es ist erhaben, es ist erhaben und hat Millionen begeistert, als ob das Ganze voll davon wäre — von dieser Millionenstimmung. Am nächsten in der Wirkung kommen die Unisono-Trompeten, die vor Ungeduld und Erregung unregelmäßig ausfallen, voll von einer unbändigen Metallkraft. Dies beides immer in Verbindung mit

dem Fackelschein, diesen natürlich-exakt marschierenden oder stillstehenden Fackeln, war das Stärkste der Wirkung. Dann hat Hackenberger ein Potpourri verfaßt, von Feldtrompeter und Kesselpauker bis Fridericus Rex, in welchem Potpourri also die ganze preußische Geschichte aufmarschiert. Soviel tänzelnde Grazie, soviel Wildheit, Strenge, Verzweiflung, Melancholie (Verzeihung) und, last not least, handfeste hanebüchene Ordinärtheit, angefangen von der Berliner Pflanze seligen Angedenkens bis zur unbeschreibbaren Militär-Obszönität (Sie ist zwar schön von Angesicht usw.).

Hervorragend!

H. v. W.

**Heftiger Zusammenstoß von Zeitwörtern.** „In einer schlaflosen Nacht der Jugendzeit zwischen zwanzig und dreißig, da mich leidenschaftliches Grübeln und Gesichte, immer weiter ab von der Ruhe, die ich ersehnte und immer tiefer ins Aufgerührte, das ich vergeblich *bekämpfte*, *führte*, *geriet* ich auf den Einfall, Geschichten zu ersinnen, welche mir nicht gefielen, um aus diesem geistigen Alpreiten endlich herauszukommen.“

Hermann Stehr (im „Tagebuch“)



Das sind sie, die erfolgreichsten Autoren der zugkräftigsten Zeitungsromane. Sie geben den Meister-Romanen Stil und Gesicht! *H. A. von Byern*: „Das große Grauen“, Schicksalsroman, Qualität von Anfang bis Schluß. \* „Wildgraf Hubertus“, temperamentvoller Jagdroman kriminellen Einschlags. Neu ist: „Der Schuß in der Nacht“. *Dr. Paul*



*Hain*: „O alte Burschenherrlichkeit“, Als ich noch Prinz war . . .“ Wie er selbst: Flott, liebenswürdig, stilvoll und originell. Neu ist: „Das verlorene Herz“. Mit \* versehene Romane sind illustriert. Verlag Oskar Meister, Werdau in Sachsen.

## NEUE EUROPÄISCHE KUNST

Malerei / Plastik / Wohnungskunst / Kunstgewerbe

Im Juli-Heft 1929

### „DEUTSCHE KUNST UND DEKORATION“

zeigen wir Arbeiten von: Kisling-Paris, Ernesto de Fiori, Fritz Schmoll, L. Schneider-Kainer u. a. m. / Wohnräume und Einzeilmöbel der Deutschen Werkstätten Hellerau.

60 Abbildungen, 3 Kunstbeilagen, Viele interessante Textbeiträge.

Preis des Einzelheftes . . . RM 3.— Vierteljahrespreis . . . RM 7.—

Illustrierter Prospekt gratis

Verlagsanstalt Alexander Koch G. m. b. H. / Darmstadt N 123

**Die deutsche Frau.** Eine befreundete Dame zeigte mir neulich einen Schlafanzug, der mir außerordentlich gefiel. Ich möchte mir nun selbst einen solchen schneiden. Mein Mann ist aber sehr dagegen, da er ihn für eine alberne Nachäffung französischer Moden hält. Ich bin aber so entzückt von dem Anzug, daß ich mir ihn doch machen möchte. Ich glaube auch, wenn mein Mann nichts dazu zu geben braucht, wird er ihm schon gefallen. Deshalb frage ich, ist es recht, wenn ich das Geld dafür hinter dem Rücken meines Mannes von dem Wirtschaftsgeld abspare? Auch bitte ich um freundliche Auskunft, welche Stoffe sich am besten dazu eignen. Er soll doch auch haltbar, aber auch zugleich nett aussehen.

Frau M.

Damit Sie mit Ihrem Manne nicht uneinig werden, schlage ich Ihnen vor, für diese Sache eins von Ihren Nachthemden zu opfern, und zwar schneiden Sie von unten bis zur Mitte — schmal zulaufend — einen Streifen heraus, nähen die nun entstandenen beiden Hosenbeine zusammen und der Schlafanzug ist fertig.

(Aus dem „Kyffhäuser“)

**Alles zu haben.** Die Firma Seales Rebeck in New York, eines der größten Verkaufswarenhäuser Amerikas, verkauft alles nach Katalog. Es werden Millionen Kataloge ausgesendet, in denen alle Waren abgebildet und beschrieben sind. Seales Rebeck, das ist wirklich wahr, legt Wert auf die Feststellung, daß man bei ihr alles haben kann, einfach alles, von der Durianfrucht über lebende Gnus bis zu Unterseebooten, Bräutigamen und Sekundenzeigern. Das steht groß und fett auf der ersten Seite jedes Kataloges. Nun hat die Firma vor einigen Monaten ein Preisausschreiben in den Zeitungen der Staaten veröffentlicht, das alle ihre Publicity-Rekorde schlug: sie erbot sich, 1000 Dollar demjenigen zu zahlen, der eine Ware nenne, die man bei ihr nicht haben könnte. Hunderttausende von „Lösungen“ kamen. Alles war „auf Lager“. Man nannte Paprika und Phonographenwalzen, echte Rembrandts und falsche Schildkrötensuppe, alles war da oder konnte tags darauf geliefert werden. Dennoch wurde der Preis endlich verteilt — an Mister Josuah Washington Brown aus Oklahoma. Er hatte geschrieben: „Bitte mir zu sagen, ob Sie gebrauchte Särge auf Lager haben!“ Mister Brown bekam die 1000 Dollar und bei Seales Rebeck standen acht Tage lang im Schaufenster zwei gebrauchte Särge, die man zur Komplettierung des Lagers hatte anschaffen müssen.

Elb.

„WAS NICHT IM BAEDEKER STEHT“

Band  
VII:

**PARIS** von H. von Wedderkop

Mit Zeichnungen von Cocteau, Großmann, Matisse, Pascin, Picasso, Poiret, Renoir, Touchagues, Wilczinsky und anderen.

RM. 5.— flexibel kartoniert, RM. 6.80 Leinen

Ein großes, sehr instruktives Vergnügen, Wedderkop über die schönsten Frauen und die besten Restaurants, die Bars und die Cavernen, die Parfums und die Schneider, die Theater und die Zeitungen, die geheimen Bälle und die Cercles von Paris plaudern zu hören. Mit Wedderkop in Paris sein, heißt das Leben dieser herrlichen Stadt durch und durch kennenlernen.

**R. P I P E R & C O. / V E R L A G / M Ü N C H E N**

*Berliner Theater*



Alma Seidler in „Osterferien“ (Tribüne)



Kurt Gerron und Rudolf Forster in „Reporter“ (Berliner Theater)

Photos Ullmann



Photo Elli Marcus

Elsa Wagner, Leibelt, Bildt, Falkenstein, Renate Müller in Hans Meisels „Störungen“  
(Staatstheater)



Photo Ullmann

Wirl, Stückgold, Krenn in Hindemiths „Neues vom Tage“ (Staatsoper)



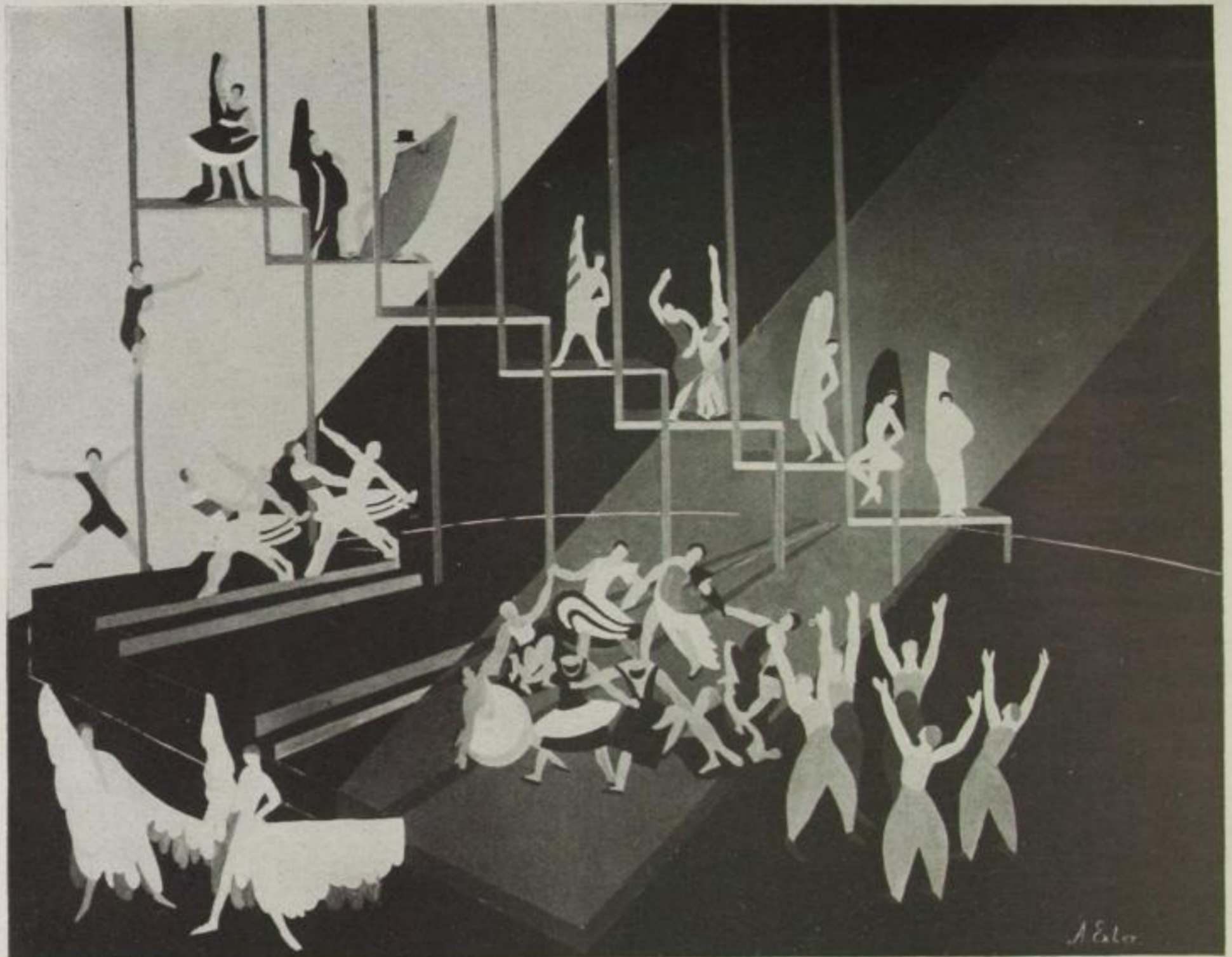


Photo-Film-Company

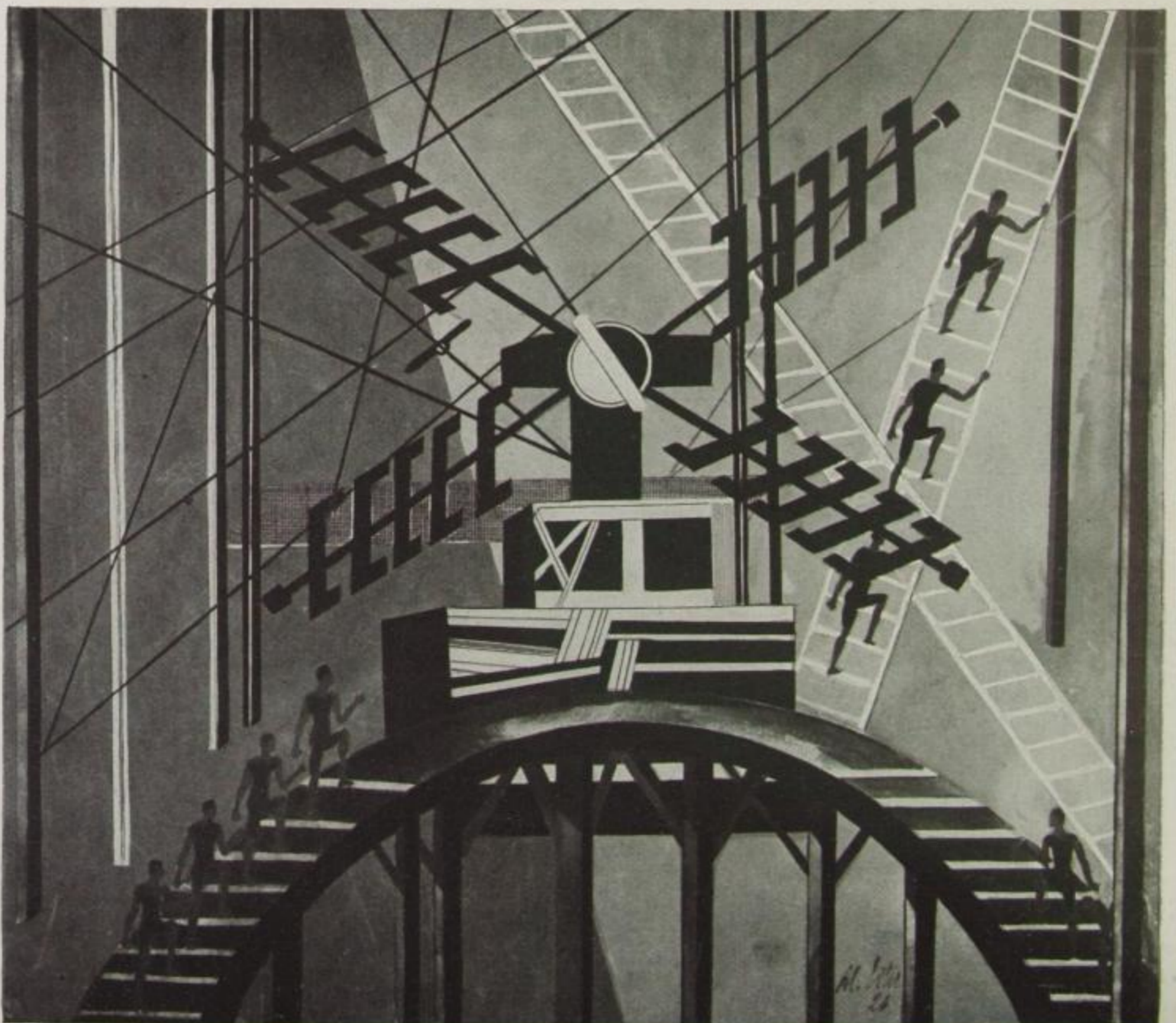
Der 60jährige Staatssekretär Dr. Robert Weismann im Familienkreise



Ball bei Baronin Marianne v. Goldschmidt-Rothschild



Bühnenbilder von Alexandra Exter, Paris



**Gestüt Weil.** Schwaben ist in allen Beziehungen ein gesegnetes Land. Neckar auf- und abwärts trifft der aufmerksame Besucher überall Anzeichen hoher Kultur auf jedem Gebiet menschlicher Betätigung. So ist Württemberg auch ein alterprobtes Land für die Aufzucht des edlen Vollbluts. Stuttgart, der Mittelpunkt, bedeutet auch nichts anderes als Stutengarten. Ein sich bäumendes Pferd ist das uralte heraldische Zeichen im Wappen des Landes. Der planmäßige Zuchtbetrieb ist seit 100 Jahren in Weil konzentriert, sehr hübsch auf den Höhen zwischen Stuttgart und Eßlingen gelegen. Auf einer Fläche von rund 1400 Morgen wachsen dort hunderte von Pferden auf, eine Zahl, die im Frühjahr zur Abfohlzeit dicht an 1000 kommen mag. Weil ist 1817 durch den ersten Wilhelm gegründet worden und diente anfangs nur der Remontezucht. Der König ließ orientalische Hengste und Stuten importieren, aus denen er vorzügliches arabisches Vollblut zog. Ende der neunziger Jahre verwandelte König Wilhelm II., ein Onkel des Fürsten von Urach, Weil in ein englisches Vollblutgestüt, das nunmehr für die Rennbahn züchtete. Damals entstanden auch die Pferderennen zu Stuttgart-Weil. Die Erfolge, die die passionierten schwarz-roten Farben erringen konnten, waren anfangs recht spärlich. Doch seit dem Kriegsende ist eine enorme Leistungssteigerung zu verzeichnen, so daß der Hoppegartener Weiler-Rennstall stets einer der erfolgreichsten ist. Hausfreund heimste für die heimatliche Scholle die heiß ersehnten Derby-Ehren ein, der überaus schnelle Oberwinter stoppte den rasanten Siegeszug der Contessa Maddalena, Hampelmann, Hornbori, Romanze und Fochenbach sind weitere renommierte Träger der Weiler Farben. Mit dem Tode des letzten Königs, dem im Auseinandersetzungsverfahren Gestüt und Rennstall zugesprochen war, übernahm seine Tochter den wertvollen Besitz, dem sie noch ihre berühmte Traberzucht — Gestüt Runkel! — angliederte, so daß heute in Weil Araber, Vollblut, Traber und Halbblut gezogen wird, ein in der Welt einzigartig ausgedehnter Betrieb. Die stolze und tüchtige Besitzerin ist Fürstin Pauline zu Wied, unter den Sportlern kurz „Paulchen Wied“ genannt. Wenn die pompöse Lady, streng männlich angezogen, auf einer Rennbahntribüne erscheint und dicke Zigarren raucht, dann erschallt bald in ihrer Umgebung brausendes Gelächter. Denn die derben Weiler Witze sind fast so berühmt wie die Weiler Pferde!

*Heinz-Alexander Natan.*

**Bad Wildungen**  
für Niere und Blase

**Helenenquelle**

Zur Haus-Trinkkur: Bei Nierenleiden · Harnsäure · Eiweiß · Zucker ·  
Badeschriften sowie Angabe billigsfer Bezugsquellen f. das Mineralwasser durch d. Kurverwaltung

## VIER PARODIEN

*Nach Lessing, Claudius, Liliencron, Morgenstern.*

### Die Untergrundbahn.

Die Untergrundbahn, so genannt,  
Weil keinen andern Grund sie fand,  
Weshalb sie, wenn sie keinen fand,  
Auf dem es ihr gelang zu rollen,  
Sich hätte anders nennen sollen —  
Die Untergrundbahn, unter'm Grund,  
Den sie nicht also, wie ich wette,  
Zu heißen hätt', wenn sie ihn hätte,  
Sie tut es ratternd jedem kund:  
Na — und der Grund? Der Grund?? Der Grund???

### Auf einen Resignierten.

„Was jeder kann, das kann sich jeder leisten.  
Drum leist' ich feierlich darauf Verzicht!“ —  
— „Tu dir nichts an! Dein Großtun ist Erdreisten,  
Du kennst die Kunst, allein du kannst sie nicht!“

### Spruch.

So kurtz die Lebenszeit und solcher langer Weyle —  
Man bangt um jede Stund' und wünscht, daß sie enteyle.

### Habt acht! — der Frühling!

Zum Hüsumer Strand kam Frühlingswehen  
Und jedes Herz ist weich geworden,  
Es gab Prinz Lenz im Vorübergehen  
Der Natur den Roten Adler-Orden.  
Schrumm, schrumm! krach! krumm! krach! —  
Die Sonne ist der General:  
Die Blumen vor! Die Bäume vor!  
Die Mädels schnell hernach!  
Das sechste Schwerhaubitzenregiment,  
Das machte der Schönheit schnell ein End'.  
Bracht' alles druner und dröwer  
Durch ein exzellentes Manöver.

*Anton.*

**Spitznamen.** Wie nennt man die Konditorei Moritz Dobrin an der Tiergartenecke? — Jud Süß.

## Rheinischer Kunstfrühling.

Rheinischer Geist greift in das Berliner Kunstleben an so vielen Stellen aktiv gestaltend ein — wir nennen als markante Beispiele nur Max Osborn und Alfred Flechtheim (aber es gibt natürlich viel mehr) —, die Berliner haben schon alle Ursache, sich mit den künstlerischen Veranstaltungen im Rheinland sehr intensiv zu befassen. Wissen sie überhaupt, daß dort gewissermaßen über Nacht in einem wahrhaft amerikanischen Tempo unbedeutende Industrienester zu riesigen Stadtkomplexen zusammengewachsen sind, in denen es nicht nur Wohn- und Warenhäuser, sondern auch Museen gibt, die keinen Vergleich mit großstädtischen Sammlungen zu scheuen haben? Wer ahnt etwas von den lebendigen Museen in Barmen, Crefeld, Duisburg, in denen die Kunst unserer Zeit liebevoll und leidenschaftlich gepflegt wird? . . . Das Hagener Folkwang-Museum, das bedeutendste dieser Institute, überragend durch die Eigenart seines Sammelprinzips, besteht seit dem Tod seines Schöpfers, Karl Ernst Osthaus, nicht mehr. Aber es hat jetzt eine Art von Auferstehung gefeiert. Die Stadt *Essen* hatte bekanntlich seine Schätze zum größten Teil (für 15 Millionen Papiermark) erworben, und dadurch ist diese Stadt, die vorher nur Kunstsammlungen von provinzieller Bedeutung besaß, mit einem Schlag in die erste Reihe der deutschen, ja der europäischen Museumsstädte gerückt. Der neue Bau, der den Namen *Folkwang* pietätvoll aufgenommen hat, ist von dem Essener Baumeister Körner erbaut. Man betont seinen Kompromißcharakter, weil ältere Gebäude aus finanziellen Gründen einbezogen werden mußten. Schlimmer als das ist eine allzu äußerliche Fassung der Bauaufgabe. Ein Umgang aus roten Fliesen mit grünglasiertem Muster läßt kunstgewerbliche Gegenstände verschiedener Epochen und alte Plastik nicht zur Geltung kommen. Und warum die Wände des Binnenhofes mit einem verwirrenden Backsteinmuster geschmückt sein müssen und man darauf Lenbach hängte, ist nicht einzusehen. Auch hätte man gern Aufklärung darüber, warum die Heizungsanlage ausgerechnet an der einzigen Stelle angebracht ist, wo sie nicht sein dürfte, nämlich unter den Bildern. Gut gelöst ist die Lichtführung in dem großen Vortragssaal; seine Wirkung ist so einheitlich, daß man die

**ALLES SPIELT HEUTE BRIDGE**

Oberst a. D. M. Weyergang

### Wie lerne ich spielend Bridge?

Eine Bridge-Fibel zum Selbstunterricht.  
Kartoniert 3.50 Mk. Ganzleinen 4.25 Mk

Keine trockene, schwer verständliche Theorie langweilt den Leser, sondern der Verfasser begleitet durch 20 Übungsspiele hindurch Stich für Stich den Bridge-Spieler und bringt ihm so „spielend“ die vielen Regeln bei.

**ADOLF SPONHOLTZ VERLAG · HANNOVER**

Fresken von Kirchner, die vorläufig nicht ausgeführt werden konnten, keineswegs vermißt... Sehr gelungen sind die Versuche mit verschiedenfarbigen Wandflächen in den Kabinetten, die Handzeichnungen enthalten... In dem großen Hauptsaal sind die drei Glanzstücke: Renoirs Lise, der Sänger Faure von Manet und die Verspottung Christi von Daumier so eng aufeinandergepackt, daß sie gegenseitig ihre Wirkung verderben. Ausgezeichnet ist dagegen eine Wand dieses Saales, an der Bilder von Nolde gemeinsam mit Südseemasken gezeigt werden, nicht ganz so glücklich, aber noch sehr interessant in einem anderen Raum die Vereinigung nachexpressionistischer Bilder mit antiker griechischer und ägyptischer Kleinplastik und Keramik. Diese vorurteilsfreie, von allem Hergebrachten abweichende Aufstellung ist ein großes Verdienst von Direktor Gosebruch, dem die gesamte Neuordnung des Museums zu danken ist.

In der Ausstellung „*Schätze aus Kölner Museen*“ ist am interessantesten die Abteilung des Rautenstrauch-Joest-Museums (Völkerkunde) gestaltet. Direktor Dr. Lips hat hier versucht, einen Entwicklungsgang der plastischen Kunst der Menschheit von den primitiven Anfängen der Urkulturvölker bis zu den Werken der Hochkulturvölker zu zeigen. Ebenfalls in Köln findet die fünfundzwanzigste Ausstellung des *Deutschen Künstlerbundes* statt; übrigens keine „Jubiläumsausstellung“ im schlechten Sinne, sondern eine sehr gegenwartsbewußte, vorwärtsweisende Schau. Das Niveau der Ausstellung ist sehr gut; fast alle deutschen Künstler von Bedeutung sind vertreten, von Slevogt bis Klee und Max Ernst; und es ist für Köln bemerkenswert, daß die Diskussionen vor den Bildern dieses berühmten Sohnes unserer Stadt gar nicht mehr so erbittert sind, seit Paris ihn anerkannte...

Wenn es in Köln hoch hergeht, läßt *Düsseldorf* sich nicht lumpen, und veranstaltet Ausstellungen verschiedenster Art. Im städtischen Kunstmuseum zeigt Professor Koetschau seine Neuerwerbungen, in der Hauptsache Plastik und Kunstgewerbe aus der Sigmaringer Sammlung; daneben eine Anzahl sehr bedeutender mittelalterlicher Großplastiken als Leihgaben; der Schleier des Geheimnisses, der diese Stücke umflattert, ist schnell verschwunden für jeden, der sich im rheinischen Kunsthandel auskennt. Es wäre erfreulich, wenn diese wertvollen Stücke, die fast alle rheinische sind, nun doch noch im Rheinland blieben. — Den Privatbesitz an alter Malerei in Westdeutschland und Holland zeigt die Hundertjahrausstellung des Kunstvereins für die Rheinlande und Westfalen. Obwohl schon drei ähnliche Ausstellungen vorausgingen, hat Dr. Walter Cohen es doch verstanden, eine große Zahl wenig oder gar nicht bekannter Meisterwerke zusammenzubringen, unter denen besonders bemerkenswert die deutschen und niederländischen Primitiven und die Handzeichnungen des 16.—17. Jahrhunderts sind. Die Sammlung des Fürsten zu Salm-Salm, Schloß Anholt i. W. und des in Haarlem wohnenden Rheinländers Franz Koenigs haben besonders wertvolle Stücke beigesteuert. Die Schau wirkt außerordentlich lebendig. — Als Ergänzung gewissermaßen zeigt die Galerie Flechtheim „*Lebende deutsche Kunst aus rheinischem Privatbesitz*“.

*Luise Straus-Ernst.*

**Leibl und Courbet.** In Köln und Berlin fanden *Leibl*-Ausstellungen statt, die zu erheblichen Unzuträglichkeiten führten, da ein Teil der ausgestellten Bilder auf einmal nicht mehr von Leibl war: die Vaterschaft eines großen Offiziersbildnisses reklamierte der ziemlich unbekannte Münchener Maler Blum — trotz der Zertifikate der großen Sachverständigen. Wie wird das erst mal mit Zertifikaten für Jahrhunderttote sein? — Das Petit Palais in



**Reemtsma Cigaretten**  
Gelbe Sorte 6 Pf

Paris veranstaltet eine große *Courbet*-Ausstellung, welche von Herrn Gronkowski, dem Direktor des Palais des Beaux Arts der Stadt Paris, organisiert wurde, unter Mithilfe der Attachés Pascal und Gilles de la Tourette, des Chefs der Kunstarbeiter Briard, des Brigadiers Darces und der Wärter des Petit Palais, vor allen Dingen aber mit Unterstützung von Paul Rosenberg. Von Deutschland aus wurde die Ausstellung beschickt von den Galerien von Berlin, Dresden, Frankfurt, Hamburg und den Sammlern Gerstenberg und Jacob Goldschmidt.

H. A. N.

### Pro Kathinka.

In diesen Wochen tagte hier ein Kongreß, genannt „Kongreß des Weltbundes für staatsbürgerliche Frauenarbeit“. Ein denkbar ungeschickter, von fachmännischer Seite ersonnener Name, lebensfremd wie — sagen wir — eine Frau, die nachdenkt.

Was wollten die Frauen, als sie sich zum Verein zusammentaten? Als sie sich — in England z. B. — von den gutmütigen Bobbies mit Brachialgewalt abführen ließen unter Spucken, Beißen und Schimpfen? Das Stimmrecht! Was sie jetzt in den meisten großen Ländern haben und was ihnen in der Schweiz und in farbigen Teilen des Britischen Empire noch erobert werden soll.

Das Stimmrecht als ein resolutes, konkretes Programm zog. Was sie jetzt wollen, nachdem das erreicht ist, ist weniger konkret, aber wie meistens, da es sich um sogenannte innere Werte handelt, noch sehr viel wichtiger, jedenfalls à la longue gesprochen. Es handelt sich um die Selbständigmachung der Frau oder, was die Sache deutlicher macht, um die Feststellung des Typus „Frau“ überhaupt. Frau ist nämlich ein Begriff, immer noch.

Die Frauen lehnen sich dagegen auf, begreiflicherweise.

Kongresse sind Stumpfsinn, soweit der offizielle Teil in Frage kommt. Sie erblühen zu Materie erst im angenehmen Tête-à-tête bei der Aussprache in nichtoffiziellen Räumen, bei Kognak, bei Limonade, bei Schampus oder auch bei dem Vereinsgetränk, der Bowle. Da spricht das Frauenherz, selbst bei „Frauenkongressen des Weltbundes für staatsbürgerliche Frauenarbeit“.

Wo sollen sie hin, diese Frauen, wenn sie aus den staatlichen Festsälen kommen, wenn sie innerhalb eines Homes, eines Berliner Homes, sich aussprechen wollen, das sagen wollen, was zu banal, zu präzise, zu direkt, zu kühn, zu indiskret usw. usw. wäre, als daß man es vom Vorstandstisch oder auf der Rednertribüne sagen könnte?

An wen denkt man zuerst, wer muß den privaten, den wichtigen Teil dieser Veranstaltung übernehmen? Frau Kathinka von Kardorff — früher Frau von Oheimb — weil sie alles dazu mitbringt: ein Home, eine Stellung, de l'allure, rheinischen Witz, ein Herz — weil sie kein Begriff ist, sondern eine Frau.

Anscheinend gibt es eine weitverzweigte Richtung, die der Meinung ist, daß dieses Letztere der Frau in ihren Erfolgen besonders abträglich ist. Man bleibt ruhiger, kühler, sachlicher, wenn man ein Begriff ist, wenn man den Mann negiert, der Mann schadet und bringt alles in der Frau durcheinander. Noch nicht einmal ein Männchen ist erwünscht. Es ist tatsächlich hier der Konflikt zugespitzt zu der Frage: *mit* dem Mann oder gegen und ohne ihn.

Bis zum Jahre 1923 war Frau von Kardorff im deutschen Parlament. Man fand sie zu dilettantisch, man fand sie zu persönlich, sie interessierte sich für soviel Dinge, sie war zu busy. Sie war zu sehr Frau, war zu repräsentativ, als daß nicht alle möglichen Menschen, die weniger reich als diese Frau veranlagt waren, an ihr Anstoß genommen hätten. Sie wurde aus dem Parlament herausgegrault. Vielleicht tat ihr das ganz gut, nach dem Rezept: Sie gedachten es böse zu machen . . .

Politik in Deutschland — dazu gehören andere Persönlichkeiten als diese überaus sensible Frau, ernstere, die schwerer „ringen“, und die vor allen Din-



gen humorfrei d. h. keimfrei sind. Sie konnte sich auf diese Weise auf ein Gebiet begeben, wo sie zwar weniger öffentlich, dafür aber um so intensiver wirkte: auf das Gebiet der Wohltätigkeit, der Kongresse und was es so gibt.

Es gibt gewisse gesellschaftliche Kreise, denen ein Interesse für staatsbürgerliche Frauenarbeit zuzumuten eine Geschmacklosigkeit wäre. Es gibt Frauen, die von Berufung her für „Ertüchtigung“ ihres Geschlechtes eintreten. Aber zwischen diesen Extremen gibt es gewisse Perlen, die nicht nur smart sondern auch nachdenklich sind. Sie lehnen den Mann nicht ab, sie haben überhaupt nicht abgeschlossen, sind nicht herbe und dem Leben abgewandt. Sie stellen eine Vereinigung dar von Eigenschaften, die fast unvereinbar scheinen, von Energie und Glätte der Form, von Weiblichkeit und Logik, von Organisationsfähigkeit und Intuition.

Vielleicht begeht Frau von Kardorff den Fehler, sich allzuviel zuzumuten, vielleicht haut sie aus diesen Gründen manchmal daneben, zur Freude der Mißgünstigen und weniger Begabten. Aber sie hat nicht nur die Naivität des Genies, sondern auch dessen Reichtum und Natürlichkeit. Und außerdem, was sie uns besonders sympathisch macht, ist sie vom Rhein, und zwar von dessen linker Seite, was bedeutet, daß sie neben anderen Vorzügen auch noch den des Humors hat, wodurch sie, zumal in diesem Lande, einen nicht einzuholenden Vorsprung hat.

H. v. W.

**Süß.** Dieser Tage fand in Karlsruhe eine Ausstellung von Konditorei-Erzeugnissen statt, an welcher auch die Vereinigung Pforzheimer Konditoren einen großen Anteil hatte. Ihre kunstvollen Arbeiten waren im hinteren Teil des Raumes aufgebaut. Beide Kojen waren mit dunkellilafarbigem Stoff drapiert. Inmitten frischer Tannenbäumchen war das unter Verwendung von fünf Zentner Zucker zusammengesetzte Auerbachdenkmal aufgestellt. Als Transparent leuchtete der massive, doch formvolle Block und die Inschrift war deutlich wahrzunehmen. Diese lautete: „Ludwig Auerbach 1840—1882, O Schwarzwald, o Heimat, wie bist du so schön“. Dieses *berechtigte* Lob einer der schönsten Gegenden deutschen Landes wirkte überaus eindrucksvoll.

**Hotel- und Gutsbesitzerstochter**, einziges Kind, 25 Jahre alt, auffallend hübsche Erscheinung. *Wert des Objekts 250 000 Mark*, wünscht sich zu verheiraten. Zuschriften mit voller Adressenangabe unter „Reine Neigungsehe“.

(Kölnische Zeitung.)

## DER NEUE WOHNSTIL

in Arbeiten von Architekt Otto Firle, Berlin

Im Juli-Heft 1929

### „INNEN-DEKORATION“

zeigen wir: Ein Wohnhaus in Hannover: Wohnhalle, Diele, Musikzimmer, Speisezimmer, Wohn- und Ankleidezimmer der Dame, Kinderzimmer, Garderobe, Küche, interessante Einzeilmöbel, Lichtträger u. v. a. Ein Landhaus im Grunewald: Außenansichten und Gartenanlagen.

33 große Abbildungen, 3 Kunstbeilagen. Viele interessante Textbeiträge.  
Preis des Einzelheftes . . . RM 2.50 Vierteljahrespreis . . . RM 6.—

Illustrierter Prospekt gratis

Verlagsanstalt Alexander Koch G.m.b.H. Darmstadt N 123

**Kavalkade.** Gegen einen Vorwurf, den mir ein alter, wohlgesitteter Baron L. gemacht hat, muß ich mich hier vor allem verteidigen. Er hielt sich darüber auf, daß in meinem Artikel „Die Krise“ fünfmal das Wort Hintern vorgekommen ist und daß ich das Wort roßknödelfroh geprägt habe. Nun, mein lieber Baron, Sie scheinen nicht zu jenen Leuten zu gehören, die, wie ich, im Stall aufgewachsen sind. Es mag sein, daß das Wort Hintern, in Verbindung mit dem Jockeyklub gebraucht, unästhetisch und auch anstößig zu nennen wäre, aber in Verbindung mit dem Beruf eines Kavalleristen dient das Wort Hintern nur als Symbol. Der Kavallerist ist gezwungen, sich auf seinen Hintern zu konzentrieren und unter Umständen mit demselben zu denken, was aber nicht ausschließt, daß er, wie es z. B. bei mir und vielen anderen der Fall ist, wenn es sein muß, auch im Kopfe denkt. Der Mensch, der sein Gehirn im Hintern hat, ist ein prachtvoller Kerl, der die Gefahren mißachten gelernt hat, der dahinstürmt auf dem Pferde und durchs Leben, der gesund wie ein Fisch ist und dabei immer voller Humor und bester Laune bleibt, wenn er auch nicht sehr fein in seinen Ausdrücken ist, weil er die Unklarheit nicht liebt und jeden Zweifel a priori zerstreuen will. Mein Vater pflegte zu sagen, alles muß so klar wie eine Watschen sein. Der Denkapparat allein schafft keine Männer. Zum Manne gehört ein Ganzes, das sich zu einer physischen und geistigen Vollendung entfaltet. Die durch vieles Lernen verblödeten und körperlich verkrüppelten, in ihrer Jugend unterernährt gewesenen, einseitig Vielwissenden bilden den Krebschaden der Menschheit. Ihr Geist beherrscht aber leider die Welt. Jeder von diesen trägt die Kelloggfeder im Hintern und sein Wesen ist erfüllt von allgemeinem Pazifismus. Der Pazifismus ist aber eine mit der Päderastie nahe verwandte Seuche, weil beides eine Sünde wider die Natur ist. Ein wahrer Mann rauft, so lange er auf den Füßen stehen kann. Der Krieg war immer und wird immer das blutige Hochzeitsfest mit dem Schicksal sein und bleiben. Wir schlachten unsere Haustiere und schießen das Wild ab, vernichten das Schädliche, damit die Tiere nicht allzusehr überhand nehmen. Diese Reduzierung des Bestandes im Tierreich besorgt innerhalb der Menschheit der Krieg. Er ist also ein Naturprodukt und daher unausrottbar. Dabei veredelt er und schärft des Menschen Geist und Einbildungskraft. Da der Krieg unausrottbar ist, muß die Menschheit in ihrer ganzen Mentalität kriegstüchtig erzogen werden, nicht, um den Krieg herbeizuführen, sondern um einen solchen immer heil überstehen zu können. . . . . Bei einem Philister muß man den Kopf zerschneiden, um zu erfahren, was für Eigenschaften er hat, bei einem Reiteroffizier fällt das weg, denn jener Körperteil, in dem er sein Gehirn hat, ist schon von Geburt an gespalten. Das alte Sprichwort „Mens sana in corpore sano“ stellt den Inbegriff unserer Weltanschauung dar, während das Motto des Philisters lautet: „Wasch mir den Pelz und mach ihn nicht naß.“ Für die Philister schreibt die ganze internationale Presse, dagegen entbehren wir seit jeher eines Auspuffrohres für unseren weinseligen, roßknödelfrohen Humor und fruchtbaren Geist. Ich bin der Begründer des ersten ritterlich denkenden Blattes. Wir liefern den Hafer für jene Gehirne, die ihren Sitz im Hintern haben.

*Graf Adalbert Sternberg (in Sternbergs Halbmonatsschrift, Wien)*

## Aus einem Gespräch mit Remarque.

Von Axel Eggebrecht.

E. — Sie wissen sicherlich, daß über die Entstehung Ihres Buches allerlei umfangreiche Märchen verbreitet worden sind?

R. — Nicht nur über das Buch, auch über mich selbst. Man hat behauptet, ich hieße Kramer und hat das als Verbrechen gegeißelt, — als ob Pseudonyme in der deutschen Literatur nie vorgekommen wären. Ich hieß nie Kramer. — Andere, denen der Name Remarque besser paßte, erklärten ohne weiteres, ich sei französischer Jude. Wieder andere wußten genau, daß ich mein Buch zuerst als nationalistischen Tendenzroman geschrieben und einem rechtsstehenden Verlag angeboten, es nach der Ablehnung dort für Ullstein pazifistisch umgearbeitet hätte. In dieser Weise ging es dann weiter. Manchmal waren es Irrtümer, die ehrlich gemeint waren, aber meistens doch glatte Erfindungen zu durchsichtigem Zwecke. Da hieß es, ich sei heut erst 25 Jahre alt und nie Soldat gewesen. Man hat auch gesagt, ich hätte den Krieg als französischer und nicht als deutscher Soldat mitgemacht, ich sei nur im Osten und nie im Westen gewesen — und so noch vieles mehr, was ich gar nicht alles behalten kann. Vor Allem aber hat man mich als Armierungssoldaten bezeichnet, der heute 55 Jahre alt und nie an der Front gewesen sei, deshalb natürlich nichts vom Erleben der Zwanzigjährigen gewußt haben könne. Dagegen hätte ich das Tagebuch eines gefallenen Kameraden bearbeitet und soll übrigens auch irgendeinen Bordellroman geschrieben haben. Das stimmt alles nicht. Ich habe an meinem Manuskript nie eine Zeile geändert, weder für einen Rechtsverlag noch für einen Linksverlag. Es hat überhaupt niemals einem Rechtsverlag vorgelegen. Von Tagebüchern weiß ich so wenig wie von Bordellromanen. Ich bin mit 18 Jahren ins Feld gegangen, war nur als einfacher Soldat an der Westfront, wurde dort mehrfach verwundet, einmal so, daß ich heute noch an den Folgen leide. Aber — Sie werden zugeben, daß es ganz sinnlos ist, auf alle

### KOSTJA RJABZEW AUF DER UNIVERSITÄT

VON NIKOLAI OGNJEV

276 Seiten. Broschiert . . . . RM. 3.50  
In Ballonleinen gebunden . . . RM. 5.—

Die Fortsetzung des aufsehenerregenden „Tagebuchs des Schülers Kostja Rjabzew“. Packend die Erlebnisse des jungen Studenten Kostja, der obdach- und mittellos, sich tapfer durch alle Wirrnisse des Lebens schlägt.



VERLAG  
DER JUGENDINTERNATIONALE  
BERLIN

### Schkid DIE REPUBLIK DER STROLCHE

VON G. BJELYCH / L. PANTELEJEV

504 Seiten. Broschiert . . . . RM. 4.50  
In Ballonleinen gebunden . . . RM. 6.—

Zwei ehemalige Verwahrloste, Zöglinge eines Leningrader Erziehungsheimes, geben hier einen wahrheitsgetreuen und hinreißenden Bericht von den Schicksalen der Schkid und ihrer Schüler. Kein Roman könnte aufregender und spannender erdacht sein.



VERLAG  
DER JUGENDINTERNATIONALE  
BERLIN

diese Angriffe und Behauptungen einzeln einzugehen. Man ist ja sogar so absurd gewesen, es mir zum Vorwurf zu machen, daß ich früher schlechter geschrieben habe als heute. Da ist besonders viel von einem Buche gefabelt worden, daß ich über die Herstellung von Cocktails verfaßt haben soll. Dabei handelt es sich in Wirklichkeit um einen kleinen Artikel, den ich vor vier oder fünf Jahren für eine Zeitschrift geschrieben habe. Ich könnte den Leuten in dieser Richtung noch ganz anderes „Material“ gegen mich geben, denn ich habe viele Artikel über Gummireifen, Autos, Faltboote, Motoren und was weiß ich alles geschrieben, ganz einfach, weil ich davon leben mußte. Allerdings haben ja andere Kenner, die es besser wissen, behauptet, ich hätte als Sprößling reicher Eltern ein mondänes Leben geführt. Ich muß sagen, daß ich davon als Volksschullehrer, Buchhalter, Korrespondent, Angestellter und Journalist nicht übermäßig viel gemerkt habe.

E. — Das alles ist persönlicher Klatsch, über den man natürlich gar nicht zu reden braucht. Es gibt aber auch andere, sachlicher klingende Angriffe. Wie erklären Sie sich zum Beispiel den Widerspruch, daß dem Buch nicht nur von der einen Seite weichlicher Pazifismus, sondern von der anderen her gerade das Gegenteil, nämlich romantische Kriegspropaganda vorgeworfen worden ist?

R. — Im wesentlichen wohl aus einer gewissen Enttäuschung darüber, daß ich politisch keine Partei ergreife. Allerdings muß ich sagen: Wer mein Buch gelesen hat und daraus nichts anderes entnimmt als den Wunsch, das darin Geschilderte Alles selbst zu erleben, — ja, dem würde auch durch nichts anderes zu helfen sein.  
(*Die literarische Welt.*)

**Vor 40 Jahren.** Manon war früh auf, um dem Bruder noch bei der Abreise behilflich zu sein; die beiden anderen Schwestern aber beschränkten sich darauf, als Leo den Korridor passierte, ihm ihre Arme durch den Türspalt entgegenzustrecken. „Ich kenne euch doch,“ sagte Leo, „*der dicke Arm, das ist Sophie*“. Die von ihm gestellte Diagnose war denn auch richtig, *aber für Therese verletzlich*, und so empfing der Abschiedsmoment einen kleinen Beigeschmack von Verstimmung.

(*Theodor Fontane, Die Poggenpuhls.*)

**Ingorata** heißt eine Kreuzerjacht, die Karl Ernst Osthaus' ältester Sohn, *Eberhard Osthaus*, sich hat bauen lassen und deren Stapellauf am 1. Juni stattfand. Konstrukteur ist Dr. Oertz in Hamburg, die Inneneinrichtung kommt von *Henry van de Velde*. Der Stapellauf war, eingedenk der *Folkwang*-Traditionen, ein künstlerisches Ereignis, zu dem viele alte Osthausfreunde erschienen waren und bei dem der Reichskunstwart *Dr. Redslob* die Festansprache hielt und der Bildhauer *Moissej Kogan*, der aus Paris nach Travemünde gekommen war, die Taufrede.

**Deutsche Graphik** ist in der Nationalbibliothek ausgestellt. Die Ausstellung ist von Glaser zusammengestellt und bietet ein viel besseres Bild der deutschen Graphik von heute als die Ausstellung der französischen Graphik, die in Berlin stattfand.  
A. F.

## BUCHER-QUERSCHNITT

OTTO FLAKE, *Es ist Zeit*. Roman. S. Fischer, Berlin.

Otto Flake ist nicht neu zu entdecken. Ein Zivilisationsliterat von hohem Typus, seine Bücher ausgezeichnete intelligente Gebrauchsromane. Man verlangt nicht, was nicht im Gebiete der Leistung liegen kann — etwa elementare Dichtung. Aber hier im Gebiet selbst ist ein Höchstes möglich, eine Elementarisierung der Ratio sozusagen, autonomer, als es Ratio selbst machen kann. Dazu fehlt's in diesem Buch an der selbsttätigen Indirektheit, ohne die keine Kunst, kein Essay, keine Philosophie, ja kein Wissenschaftswerk, soll es nicht geradezu ein Lehrbuch sein, uns tiefer anrührt. Das Problem ist gar, bevor es von den Personen ausgekocht wird. Und es wird nicht einmal von ihnen ausgekocht, sondern vom Autor. Es hat also die private Realität des Autors, die immerhin stark genug ist. Ein solcher Roman müßte mehr Handlung sein als Handlung haben. Seine Handlung ist allzu geläufig, überflüssig, die Figuren zu korrekt, ohne problemfremde Dimensionen. Beides schwankt schon manchmal bedenklich um Papierachsen. Soll ein Don-Juan-Bösewicht Rosario (Milderung: blond), ein braver Mann Schmätzle (Milderung: ganz gescheit, verwundet in den Argonnen) heißen? Wie wär's mit der verkehrten Namenssymbolik? — Schließlich ist die Frage der erotischen Freiheit, für sich allein gestellt, weder so noch nie dagewesen, noch so allgemein. Eine Umschichtung von Konventionen in bloß einer Schicht. Der Endausblick für die Lösung (auf irgendeiner Wilden-Insel sicher schon verwirklicht) heißt Freiheit vor der Ehe, Bindung in der Ehe. Warum nicht? Eine brauchbare Konvention, die das Zeug in sich hat, Moral zu werden. Die erotische Verwirrung, aus Ganzheitserscheinungen herauspräpariert, so vereinzelt, losgelöst gesehen, muß zur Ueberschätzung führen. Heutige Jugend ist ja doch frischer, schöner, verlässlicher als die unlustige vor zwanzig Jahren und läuft weniger Gefahr, sich in ihrer Freiheit zu verirren als in seiner „inneren“ Freiheit der Bürger vom Ende des vorigen Jahrhunderts. Sie kann sie auf vielen Spielplätzen des Sports und der Liebe vor der Tat und vor der Neurose erproben. — Freilich ist Flake — alle Einwände beiseite — sehr klug. Viele hübsche aphorismatische Sätze möchte man hersetzen. Er schreibt angenehm hell und schattiert. Seine saubere Art gehört zu einer zarten Form des Geistes, einer Vernünftigkeit, die hierzu-lande Schutz verdient, wo sie so selten in Leidenschaftlichkeit erglüht ist.

*Ernst Schwenk.*

## Todesstrafe?

Gehirn und Veranlagung des Verbrechers. Beiträge zur Aufhebung der Todesstrafe und zur Einführung eines Verwahrungsgesetzes. Von Prof. Dr. med. Flesch. 1929. Geh. M 8.—. Die Todesstrafe. Ein Gutachten. Von Prof. Dr. M. Liepmann 1912. Geh. M 4.—. Reform des Strafrechts. Von Dr. P. F. Aschrott und Prof. Dr. E. Kohlrausch. 1926. Geh. M 18.—. Reform des Strafvollzuges. Unter Mitarbeit zahlreicher Fachgelehrter herausgegeben von Dr. L. Frede und Prof. Dr. M. Grünhut. 1927. Geh. M 10.—

WALTER DE GRUYTER & CO. / BERLIN W 10, GENTHINER STRASSE 38

Straf- und Zivilrecht, Strafprozeß und Strafvollzug. Soziologie, Ethnologie und Folklore. (Verhandlung des I. Internationalen Kongresses für Sexualforschung.) Geh. M 20.—. Handwörterbuch der Sexualwissenschaft. Unter Mitarbeit erster Fachgenossen herausgegeben von Dr. M. Marcuse. 1926. Geh. M 42.—, geb. M 45.—. Zeitschrift für Sexualwissenschaft und Sexualpolitik. Unter ständiger Mitarbeit von zahlr. Fachgelehrten herausgegeben von Dr. M. Marcuse. Jahrg. 1928/1929. Jährl. 8 Hefte. Viertelj. M 6.—

A. MARCUS & E. WEBER'S VERLAG / BERLIN W 10, GENTHINER STRASSE 38

Prospekte werden unter Bezugnahme auf diese Anzeige kostenlos geliefert

WALTER RODE: *Justiz*. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.

Gäbe es in Deutschland doch fünf Menschen wie diesen Walter Rode! Der Zustand der Gerechtigkeit und des Gerechtigkeitsgefühls wäre anders. Rode, der in Wien Rechtsanwalt war, wurde auf einem Weg Schriftsteller, der einzig statthaft sein sollte: aus Notwehr. Er konnte der Unrechtsübung nicht mehr in ihr versteinertes Daumier'sches Gesicht sehen. Denn in ihm war eine Kraft, die der Pulsschlag aller Humanität ist: Phantasie für die Menschenwürde. Er gehörte nicht zu den „Man sollte denn doch . . .“ - und „Es erscheint uns unverständlich . . .“ - Sagern, die mit der Willkür akademisch disputieren. Er ging in die Offensive, stürzte sich ins Gefecht mit dem Obersten Gerichtshof, wurde freigesprochen, griff wieder an. Der Zwang zur Geistesgegenwärtigkeit gab ihm eine Sprache; eine, die in ihrer Genitalkraft, ihrer — am Lateinischen geschulten — lodernen Bündigkeit, in den elektrischen Stößen, die ihre Gesammeltheit austeilte, fast unzeitgemäß wirkt. Und es ist interessant, wie der Schriftsteller wider Willen so am Ende — aber ganz notwendig — Sprachphilosoph wird: seine Studie über das Wesen des Pamphlets (sie könnte sich betiteln: „Ueber die Ethik des Exzesses“) ist klassische Literatur. — Gäbe es in Deutschland doch einen Pamphletisten wie diesen Walter Rode!

Anton Kuh.

H. G. WELLS: *Die Weltgeschichte*. Paul Zsolnay, Verlag.

Diesmal wirklich um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen, schrieb Wells die „Weltgeschichte“, die tatsächlich ein Novum darstellt. Sie ist weder objektiv noch subjektiv, sondern, wenn man sie auf einen Nenner unterbringen will, so ist sie objektiv-persönlich. Sie ist keine Geschichte der Tatsachen und keine Geschichte einer rein subjektiven Wertung, sondern eine Geschichte des Gedankens, aber eben des Gedankens, der Formen, des Inhalts der Zeit. Wells fragt: „Wie war Alexander der Große, wie war Perikles, wie war Christus, wie war Friedrich II.?“ Und er bemüht sich um die kleinen typischen Züge, die eben nicht nur einen Wissenschaftler, sondern auch einen Dichter, und zweifellos einen großen Soziologen verrät. Und abgesehen von allem anderen ist er auch noch Engländer, das heißt Mitglied eines ausgesprochen gesunden, vernünftigen, westlichen Volkes. Auf diese Weise ist ein Geschichtsbuch zustande gekommen, das in der Hauptsache auf Angaben beruht, die unkontrollierbar sind, wie die Angaben des Märchenerzählers Plutarch oder die Erzählungen der homerischen Epen. Und so wenig diese erschüttert werden durch die exaktesten Forschungen, ebensowenig sind „Tatsachen“ beweiskräftig. Es ist eben ein großes Dunkel in jeder Vergangenheit, die immer schon mit dem vorhergehenden Tage abschließt (siehe den letzten Krieg und seine Vorgeschichte). Und es hängt lediglich vom einzelnen ab, ob dieses Dunkel mehr durch die exakte Forschung oder durch die dichterische Intuition erhellt wird. Nur eins ist sicher, daß Wells zu denen gehört, die sich zum Mittel der letztern bekennen.

H. v. W.

OTTO BRÜES, *Der Rhein in Vergangenheit und Gegenwart*. Union Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Jetzt ist sie da, die Zeit. Es gibt zweierlei Rheinreisende. Die einen, die die Stimmung suchen, sie wählen den Rheindampfer, trinken ihr Böwlehen, essen Lachs und verfolgen bestenfalls mit der Karte in der Hand das vorüberziehende Ufer. Und es gibt Gott sei Dank eine immer mehr wachsende Reihe von Reisenden, denen es jetzt allmählich langweilig ist, so in Stimmung sanft dahin-

zudösen, sondern die etwas sehen wollen. Tatsächlich ist dieser sogenannte Stimmungsrhein mit seiner billigen Burgenromantik und seinem Mondschein und seinen Böwlnchen zum Auswachsen und längst überholt. Daß dagegen tatsächlich der Rhein und seine Nebentäler noch eine Unmenge verborgener, gänzlich unbekannter Schönheiten zurückhält, die man allerdings nicht nur im Vorübergehen herausfinden und genießen kann, weiß kaum jemand. (Wofür übrigens die beste Art zu reisen das Auto ist). Unter den verschiedenen Rheinbüchern ist das oben zitierte eins der besten, denn dieses Buch bekämpft die Gedankenlosigkeit und bringt Zusammenhang in diese regellose Bilderfolge, die man da vom Dampfer aus genießt. Es ist zudem durchsetzt mit allen möglichen Dokumenten, mit alten Liedern, alten Sprüchen und geschichtlichen Dokumenten. Eine ausgesprochene Bereicherung der Rheinliteratur und wie geschaffen für den gebildeten Rheinreisenden.

H. v. W.



*Tempo gelesen-dabei gewesen!*

Jede Nummer 10 Pfennig (außerhalb Berlins 15 Pfennig).

*Der Gigant an der Ruhr.* Verlag Albertus, Berlin.

Der etwas bombastisch klingende Titel verspricht tatsächlich nicht zu viel, und es ist tatsächlich ein großes Verdienst des ausgezeichneten Unternehmens, den Leuten im übrigen Deutschland mal zu zeigen, wie eigentlich dieses sagenhafte Industriegebiet aussieht, was da alles existiert an Sachlichkeit, an Scheußlichkeit, an Großartigkeit und an Tradition. Wie die Hütten und Zechen mit ihren Anlagen die Landschaft beherrschen, wie sich der moderne Stil teils mit Erfolg, teils mit graulichem Mißerfolg, siehe z. B. die Synagoge in Essen, sich durchzusetzen bemüht. Wie symbolisiert wird, siehe den Jahrhundertbrunnen in Essen und das Gießerdenkmal, und wie plötzlich ein altes Barockschloß auftaucht, unter dessen Grund und Boden Kohlenlager liegen. Ein besonders reich gelungenes, auch figürlich reich bedachtes Werk. H. v. W.

ERNST WEISZ: *Die Feuerprobe*. Roman. Im Propyläenverlag, Berlin.

Weiß hat das Thematische dieses Romanes einmal in einer kurzen Erzählung mehr improvisiert als erschöpft. Dies tut er nun in diesem Roman nach der Breite wie nach der Tiefe. Das Thema ist der Mensch schlechthin und das was ihn als Person bestimmt: daß ihm innere oder äußere Not dieses mühsam zustande gekommene Gut der Persönlichkeit — Abwehrgebilde gegen die immer drohende Umwelt durch Festhalten an erworbenen Erfahrungen, Anschauungen, Denklungen in einem kongenital bestimmten Maschensystem — Not, sage ich, ihm diesen Erwerb jederzeit rauben kann, so daß nichts bleibt als namenlose Kreatur, Abfall in einem Abfallwinkel. Jeder Mensch ist potenziell Verbrecher. Die Person, aus der Gesittung gewonnen, erträgt sich in dieser äußersten Not nicht mehr, gibt sich auf, verliert sich in Wunschgebilden, die stärker sind als der Cadre, der sie bisher in Zaum hielt. Es ist unwichtig, ob es Träume oder diese Wünsche sind, die nun Leben gewinnen. Denn auch die Träume sind wunschgenährt. Der so in sein Dumpfes gedrückte, als Person ausgelöschte Mensch erlebt in diesem höchst erregend geschriebenen Buch das, was er wünschend, wollend in seine Träume drängte, wie eine Wirklichkeit seines Tuns — und faßt im äußersten Moment das ihm fast schon entschwindende Seilende der Rettung: er findet wieder in die Ordnung zurück, seine Person hat die Feuerprobe der bestialischen antisozialen Un-Person bestanden, und er handelt wieder im sozialen Sinn, der auch der seiner eigenen Erhaltung ist, vernünftig. Es ist ein so großes wie tiefes Thema, und Weiß weiß, was er ihm schuldet: er entzieht sich keinen Schwierigkeiten, sondern spürt sie auf, um sie sprachlich zu bewältigen.

Franz Blei.

HEINRICH ZILLE, *Für Alle!* Neuer Deutscher Verlag, Berlin.

Blätter des großen Meisters, die auch seine tapfere Gesinnung den Zeitläuften gegenüber zeigen, ohne ihre Kunst zu verlieren.

B.

FRANK ARNAU, *Der geschlossene Ring*. Merlin-Verlag, Baden-Baden.

Kriminal- und Tendenzroman in einem, der gerade zurecht kommt, um dem Jakubowsky-Prozeß, wie überhaupt der ganzen deutschen Gerichtspraxis, der „Maschinerie“, wie sie der Autor nennt, die belletristische Folie zu geben. Vorneweg sei es gesagt: kein gut geschriebenes Buch, kein literarisches. Aber ein anständiges, das ohne ästhetische Gewissensbisse mutig nach der eiligen Phrase, dem sprachlichen Klischee greift, wenn es um Wesentlicheres geht und der Fluß der Handlung das Suchen neuer Sprachwerte lästig werden läßt. Was er beweisen will, ist die These, daß ein Unschuldiger wegen eines Verbrechens verurteilt werden kann, das nicht nur er nicht begangen hat, sondern das überhaupt nicht begangen wurde; daß sich unter dem Einfluß von Indizien die Justiz mit unerbittlicher Zwangsläufigkeit in Bewegung setzt und nicht früher innehält, bis sie nach dem ihr innewohnenden Geist, im Sinn ihrer Formen und mit der Schlüssigkeit des Justizgehirns die Verurteilung des Verdächtigen vollzogen hat: als Verurteilungsmaschine, deren Zahnräder wunderbar ineinandergreifen, auch wenn das Ganze leerläuft. Das ist der springende, der aktuelle Punkt dieses Buches, dessen stärkste und beste Stellen in dem scharfsinnigen Verhandlungsdiallog liegen. Sie überzeugen und lassen dabei wirklich der Justiz noch einen Schein von gutem Glauben und gutem Willen. Staatsanwälte, Gerichtspräsidenten und Untersuchungsrichter können eben nicht anders denken, und der Rechtsfall, mit Indizien genährt, strebt organisch nach allseitiger Entfaltung.

R. W.



HEINRICH MANN: *Sieben Jahre (1921/1928)*. Paul Zsolnay, Verlag.

Dieses Buch ist der Weg durch eine ungeheuere Landschaft. Aussicht weit nach allen Seiten. Auf hohe Gipfel, in morastige Abgründe, über weite Ebenen. Wind und Wetter wechseln in den Jahren. Heinrich Mann, der einzige der repräsentativen Autoren Deutschlands, der seit seinem Anfang geistespolitische Verantwortung erkennt und leid- und freudvoll trägt, schrieb hier eine „Chronik der Gedanken und Vorgänge“ aus der Nachkriegszeit. Zeitereignisse und Zeitgedanken werden von äußeren Zufälligkeiten befreit, ihr wesentlicher Inhalt wird diskutiert, ihre historische Begründung erfaßt, ihre Wirkungen erforscht. In einer selten gewordenen Reinheit der Sprache reiht sich Satz an Satz zum umfassenden Rechenschaftsbericht, den ein wahrhaft geistiger Arbeiter über eine schwierige Epoche seines Volkes abgibt. Bei aller Sachlichkeit entsteht so ein aufregendes Werk. Eine ganze Welt stirbt, eine neue entsteht. Heinrich Mann steht an ihrer gemeinsamen Grenze und gibt, für die Zukunft unabhängig und mutig kämpfend, ein großes Beispiel. Alle sollten es kennenlernen. Ueberall müßte dieses Buch gelesen werden.

H—g.

RICHARD NEUTRA: *Wie baut Amerika*. Verlag Julius Hoffmann. Stuttgart.

Eins von den amerikanischen Büchern, von denen es nie genug geben kann, die nicht nur auf Eindruck, sondern auch auf Studium angelegt sind, die nicht nur Fassaden, sondern auch auf Baupläne, und zum Vergleich plötzlich die Burg der Dalai-Lama bringen. Gerade die technischen Details sind hier außerordentlich interessant. Tatsächlich scheint es dem Verfasser sehr viel mehr daran gelegen zu sein, das Werden der Häuser zu verfolgen, als den abgeschlossenen Bau. Dies in Verbindung mit den vielen Details ergibt eine Fülle von Material.

H. v. W.

MIT VIERZIG . . . Ein höflicher Franzose besitzt aus alter Tradition die leichte Hand, aus den sonnigen Wolken ein Buch, einen Roman zu holen, ihn vor die imaginierten reizenden Füße einer Vierzigjährigen zu legen und ihr zu erklären, sie bezaubere als wäre sie achtzehn. Das tut auf eleganteste Weise Frondaie in der „Frau von zweimal zwanzig“ (Ullstein-Verlag). Es wird, wie heute die Dinge liegen, auch den drei mal zwanzig Spaß machen, das Lesen dieser so amüsanten Galanterie meine ich. Seine Lektüre mag eingeschlafene Hoffnung wieder beleben. Auch das ist schon was. Denn die Erfüllung ist ja oft und meist so anstrengend kompliziert. Und nicht immer nur vom Partner her.

F. B.

GUSTAV SCHIEFLER, *Edvard Munch. Das graphische Werk 1906—1926*. Euphorion-Verlag, Berlin.

Dem Laien sind Kataloge ein toter Stapelplatz, dem Sammler eine Fundgrube. Zumal, wenn sie das Werk eines großen Meisters registrieren mit soviel Sorgfalt und Bedacht, wie Schiefler sie seinen Lieblingen angedeihen läßt. Er hat uns Munch schon 1906 betreut, als der erste Teil dieses Oeuvre-Kataloges erschien. Also zu einer Zeit, als Munch noch nicht zu den fraglos Anerkannten gehörte. Diese Ergänzung für die Jahre 1906—1926 bringt neben dem eigentlichen Katalog eine kluge Einführung in Munchs graphische Kunst und 50 Tafeln mit Reproduktionen der wichtigeren Arbeiten. Im Text ist eine Anzahl Zeichnungen reproduziert. Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich.

C. F. R.

# SLING'S

gesammelte Gerichtsberichte, die vor kurzem unter dem Namen „Richter und Gerichtete“ erschienen, liegen bereits im 11. bis 15. Tausend vor! Diese Querschnitte von den großen und kleinen Prozessen der letzten Jahre formen ein geschlossenes Bild von dem Rechtsleben unserer Zeit und zeigen die hohe unvergängliche Kunst Slings, des auf der Höhe seines Schaffens hingeshiedenen Mitarbeiters der „Vossischen Zeitung“. Aus der Menge der begeisterten Kritiken, die sein Werk bei Laien und Juristen fand, lesen Sie bitte die folgenden:

*Rudolf Olden im „Berliner Tageblatt“*

„In ein paar Nachtstunden habe ich alles, die großen Prozesse, die kleinen Fälle, das Schwurgericht und das Kammergericht, alles noch einmal gelesen. Es ist frisch, wie heute morgen gepflückt vom Feld des Lebens.“

*Oberlandesgerichtspräsident Dr. Levin, Braunschweig*

. . . er ist durch seine Berichte ein starker Anreger gewesen und seine Verdienste um die Strafrechtspflege sind nicht gering. Möge das Buch von recht vielen Richtern gelesen und weiten Kreisen bekannt werden, wie man schwierigen Dingen auch ohne Berufsbildung sine ira aber cum studio nahekommen kann.

*Magdeburger General-Anzeiger*

Ein journalistisches Genie, durchglüht von heißem Wollen und dabei von schärfster Nüchternheit, war allein imstande, uns einen Überblick über die Irrungen und Wirrungen des Rechtslebens zu verschaffen — Sling, der große Gerichtsreporter der „Voss“.

★

Sling, „Richter und Gerichtete“, erschien im Verlag Ullstein und ist broschiert für 4.50 Mark, in Ganzleinen für 6.50 Mark überall zu haben!

# SCHALLPLATTEN-QUERSCHNITT

## ORCHESTER UND GESANG

- „Die lustigen Weiber von Windsor“ (Nicolai) Ouvertüre. Pfalz-Orch. Dirig. Ernst Boche. Tri-Ergon 10020. — Die treffliche Aufnahme vermittelt jedwede Klangillusion, soweit dies eine Platte überhaupt vermag.
- Vorspiel zu der Oper „Tristan und Isolde“ (Wagner). Staatskapelle. Dirig. Dr. Muck. Electrola E. J. 366. — Unter Mucks vergeistigenden Händen wohlthuend enterotisiert, kommen die sinfonischen Schönheiten der Tristan-Musik zu mächtiger Wirkung.
- „Iphigenie in Aulis“ (Gluck). Ouvertüre. Philharm.-Orch. Berlin. Dirig. Dr. R. Strauß. Grammophon 66829. — Bachisches und Mozartsches Wesen seltsam vereint — prächtiges Stück, gute Platte.
- España (Chabrier 1841—94), Rhapsodie. Staatskapelle. Dirig. Leo Blech. Electrola E. J. 385. — Glänzend instrumentierte Paraphrase über bekannte alt-spanische Weisen.
- „Si j'étais roi . . .“ (Adam), Ouvertüre. Staatskapelle. Dirig. Leo Blech. Electrola E. J. 307. — Entzückende Melodik und Rhythmik, bravouröse Orchesterleistung und Leitung.
- „Intermezzi“ aus „Bajazzi“ und „Cavalleria“ (Leoncavallo und Mascagni). Staatskapelle. Dirig. Leo Blech. Electrola E. W. 57. — Allen Neuigkeiten vom Tage zum Trotz werden diese saftstrotzenden Gebilde das Publikum stets begeistern.
- „Raymond“ (Thomas), Ouvertüre. Neues leichtes Sinfonie-Orchester. Electrola E. H. 245. — Schade, daß alle diese zauberhaft, frisch und jung gebliebenen Stücke nur ein Sommergardendasein führen . . . .
- „E lucevan le stelle“ aus „Tosca“ (Puccini) und „Meco all' altar' di Venere“ . . . . aus „Norma“ (Bellini). Tenor: Giacomo Lauri Volpi. Electrola D. A. 983. — Ja, ja die hohen Töne! Sie haben schon manches Unheil gestiftet . . . Hochbegabter, noch unausgegorener Gesang.
- „Heute fällt mein Geschick“ aus „Bajazzi“. Sopran: Xenia Behnas. Bariton: Faßbender. Grammophon 66 847. — Ueppige Dramatik in Worten und Tönen. Ausgezeichnete Reproduktion.
- „Prinz Eugen“ und „Fridericus Rex“ (Loewe). Bariton: Herm. Schey. Tri-Ergon 1164. — Gute Gestaltung stets wirkungsvoller Balladen.
- „O schöne Jugendtage“ aus („Evangelimann“) und „Erda's Warnung“ aus „Rheingold“ (Wagner). Alt: Karin Branzell. Grammophon 66 853. — Wunderschöne Stimme — es wird fast gleichgültig, was sie singt . . . .
- „Die drei Röslein“ und „Abschied“. Berl. Liedertafel, A-cappella-Chor. Homocord 4—2976. — Sehr hübscher Vortrag trauriger Volkslieder.

## DIVERSA:

- „Friederiken“-Potpourri (Lehár). Orchestrola-Vocalion Nr. 50000 und „Der liebe Augustin“ (Leo Fall), Potpourri. Giorgio Amato-Orch. Orchestrola-Vocalion Nr. 2030. — Anmutige Schlagerserie. Man traut dem zierlichen Klein-Format dieser praktischen Wochenendplatten gar nicht soviel Klangkraft zu . . .
- Yehudi Menuhin spielt „La Capricciosa“ (Ries) und „Allegro“ (Fiocco) — Electrola D. A. 1003 — wie ein junger Virtuose. Das „Erlebnis“ Yehudi könnten jedoch nur Aufnahmen des Beethoven-Konzerts vermitteln . . .

- „Schneegestöber“ (Volkslied) und „Nordstern“, Glinka. Kuban-Kosaken-Chor. Dirig.: L. Jwanoff. Homocord 4—3120. — Ausgezeichnete, klare Aufnahme, zigeunerhafte, originelle Melodie.
- „Rosen und Frau'n“ (Grothe) und „Wenn man verliebt ist, ist der Himmel blau“ (Lander-Corren). Tango-Kapelle Morello. Tri-Ergon T. E. 5490. — Gut kombinierte Besetzung, Ia klangphotographiertes Spiel. Hübsche Tango-Platte.
- „Auf einem persischen Markt“ und „In einem Klostergarten“, Intermezzi v. Ketelberg. Berl. Sinf.-Orch. Dirig.: Evans. Tri-Ergon 1168. — Erstaunliche Klangdifferenzierung — zuweilen waschecht orientalisches — —
- „Zapateado“ (Sarasate) und Hebräische Melodie (Achron). Violine: Jascha Heifetz. Electrola D. B. 1048. — Siegreiches Hindernisrennen in den technischen Regionen des Instruments — famose Platte.
- „Solvegs Lied“ und „An den Frühling“ (Grieg). Violine, Cello, Klavier. Tri-Ergon 5557. — Kein Berliner Caféhausprogramm ohne diese pièce de résistance — Ia Reproduktion.
- „La Vida breve“ ..“ (De Falla — Kreisler) und Tango op. 165, II. v. Albeniz. Geige: Kreisler. Electrola D. A. 1009. — Diese süßen Leckerbissen klassifizierender Virtuosen munden jedem Hörer . . .
- „Ramona“ und „Indianerweh“ (Blues). Männerquartett. Homocord 4—3016. — Auch als kammermusikalische Elegie der Abels ist Ramona unwiderstehlich.
- Serenade aus „Don Giovanni“ (Mozart) und „Zueignung“ (Schumann-Liszt). Klavier: W. Backhaus. Electrola D. A. 944. — Leider gibt der kleine Ausschnitt „Ständchen“ keinen Begriff von der gewaltigen Don-Juan-Fantasie Liszts.
- Potpourri „Lustige Witwe“ (Léhar). Arr.: Robrecht. M.-Weber-Orch. Electrola E. G. 1226. — Jazzfreunden sei diese Vertrottung empfohlen.
- „Es gibt eine Frau . . .“ und „Mutterl-Lied“ aus der Operette „Schützenliesel“. Tenor: H. H. Bollmann. Homocord 4—3151. — Schmalzig zwar — aber gefühlvoll und hübsch gesungen.
- „Künstlerleben“ (Joh. Strauß) und „Barcarole“ (Waldteufel). Jenö-Fesca-Orch. Homocord 4—3053. — So ein alter Walzer verscheucht garantiert trübe Wolken.
- „Polly“ (Zamecnik). Mario-Elki-Orch. Tri-Ergon 5576. — Vortreffliche Wiedergabe des charmanten Trotts.
- „Estudiantina“ und „Schlittschuhläufer“-Walzer (Waldteufel). Giorgio-Amato-Orch. Orchestrola 2045. — Unverwüstlich in Frische, Schwung und musikalischer Erfindung.
- „Fräulein Pardon“ und „Ohne Tränen gibts keine Liebe“. Vocalion-Band. Dirig.: Mackeben. Orchestrola 2056. — Vorzüglich dirigierter Schlager. Prächtige Plättchen. Th.

---

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I., Rosenbursenstr. 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt“ erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen, ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.

# MAREK WEBER UND SEIN TANZ-ORCHESTER REISEN MIT

Der Kofferapparat kostet:  
Bei Barzahlung RM 150,—  
oder bei Ratenzahlung:  
Anzahlung . . . . RM 16,50  
und 12 Monats-  
raten von . . . . . RM 12,40

Wo immer Sie sind, begleitet Sie mit „Electrola“ die beste Musik und die angenehme Illusion, die größten Künstler unmittelbar zu hören. Denn „Electrola“ gibt den persönlichen Vortrag naturgetreu und lebenswahr wieder.

Der Kofferapparat ist so leicht, so handlich, daß er niemals beschwerlich wird. Stabil, elegant, in vielen Farben und dennoch so überaus preiswert. Vorspiel ohne Kaufzwang.



**Gutschein**  
Ausschneiden, ausfüllen,  
einsenden an ELECTROLA  
G. m. b. H. Now wes

Sind Sie Besitzer einer  
Sprechmaschine — ja — nein

Welche Marke .....

Bitte um kostenlose Zusen-  
dung der monatlichen Musik-  
schrift „Skizzen“.

Name: .....

(Qu)

Adresse: .....

## ◆ ELECTROLA ◆

ELECTROLA GESELLSCHAFT M. B. H.  
BERLIN W8, Leipziger Straße 23; W15, Kurfürstendamm 35.  
FRANKFURT a. M., Goethestraße 3. KÖLN a. Rh., Hohestraße 103.  
„Autorisierte Electrola-Verkaufsstellen“ in Berlin und in jeder Stadt.

Spezialist für Kunsttransporte

**CH. POTTIER**

14, Rue Gaillon PARIS (2<sup>e</sup>)

**SPEDITEUR**

packt, spediert, verzollt  
für die Galerien Flechtheim,  
Matthiesen, Goldschmidt, Cassirer usw

**DIÄTETISCHE  
HEILANSTALT**

Leitender Arzt:

Dr. med.

**WALTHER RITTER**

**VILLA RITTER**

**KARLSBAD**

GALERIE

**PIERRE**

MODERNE

GEMÄLDE

2, RUE DES BEAUX-ARTS  
(RUE DE SEINE)

**PARIS**

**Deutsche Professoren u. Studenten** finden in  
Paris  
ein gemütliches Heim im Hôtel des Balcons,  
3, rue Casimir Delavigne am Odéon, Nähe d. Uni-  
versität. Zimmer mit allem Komfort 3.50 — 5 RM.

**Bad Kudowa** Kreis Glatz  
Herz-Sanatorium!  
Kohlens. Mineralbäder d. Bades i. Hause. Aller  
Komfort. Mäß. Preise. Bes. u. Leiter: San.-Rat  
Dr. Herrmann. 2. Arzt: Dr. G. Herrmann. Tel. 5

**Köln a. Rh.** HOTEL REICHSHOF  
Am Hof 18  
Fernsprech-Anschluß: Anno 2736, 5777, 3984  
Mit allem Komfort.

**S**uchen Sie für die Sommer-  
reise eine unterhaltende und  
zugleich belehrende Lektüre?  
Dann lesen Sie folgende Bücher:

## Im Dämmer des Rimba

Sumatras Urwald und Urmensch. Von Geh. Regierungsrat Dr. Wilhelm Volz, o. Professor an der Universität Leipzig. Mit Buchschmuck von Otto Kalina. 4. Aufl. 1928. 112 Seiten. In Ganzleinen gebunden RM. 4.—

Prof. Dr. P. Hambruch in „Das Erdbild der Gegenwart“: „Man lese Volz' unübertroffene Schilderung des Urwaldes, in dem man wochenlang marschieren kann, ohne wochenlang einen Sonnenstrahl zu sehen.“

## Tiger, hilf mir - !

Von Tier- und Menschenseelen. Von Geh. Regierungsrat Dr. Wilhelm Volz, o. Professor an der Universität Leipzig. 2. Auflage. 1925. 160 Seiten. In Ganzleinen gebunden RM. 5.—

„Breslauer Zeitung“: „Es wird kaum jemand das Buch aus der Hand legen, ohne es sogleich vom Anfang bis zum Ende verschlungen zu haben. Wir können es angelegentlichst empfehlen.“

## Vom Urwald zur Wüste

Natur- und Lebensbilder aus Westafrika. Von Dr. Leo Waibel, o. Professor an der Universität Kiel. Mit 20 Naturaufnahmen und einer Karte. 2. Auflage. 1928. 206 Seiten. In Ganzleinen gebunden RM. 6.—

„Schlesische Zeitung“: „In der Einsamkeit einer südwestafrikanischen Farm hat der Verfasser 1917 niedergeschrieben, was er im Duster des Kameruner Urwaldes, auf lichtüberfluteter freier Steppe und in der Todesstille und Erhabenheit des Namib gesehen, gedacht und erlebt hat.“

## Lebendige Mathematik

Eine allgemeinverständliche Einführung in die Schau- und Denkweise der niederen und höheren Mathematik. Mit zahlreichen Beispielen aus allen Gebieten des Lebens, der Natur und Kunst, der Wissenschaft und Technik. Von Felix Auerbach, o. Professor an der Universität Jena. Mit 188 Abbildungen. 1928. 455 Seiten. In Ganzleinen gebunden RM. 10.—, geheftet RM. 7.80

Prof. Dr. F. Baumgartner in „Grazer Tagespost“: „Auerbach ist ein Meister der Anschauung, des augenmäßigen Erfassens. Er ist einer der wenigen, die es verstehen, nachdem die Mathematik bisher vorwiegend bloß verstandesmäßig für Verstandesmenschen dargestellt wurde, nunmehr der Art der Augenmenschen gerecht zu werden. Hierin liegt einer der Hauptvorteile unseres Buches. Es bejaht ein großgewordenes Bedürfnis. Es ist ein Buch der Besinnung, der Übersicht, der inneren Beglückung.“

## Ferdinand Hirt, Breslau

Die neue  
Zeit-  
Bauten und  
Einrichtungen aus

Stahl



Fritz  
Günther Düsseldorf

Beratungsstelle für Stahlverwendung Düsseldorf  
Stahlhof



# Berliner Kunst- und Auktionshäuser mit ihren Spezialitäten

Holländische, deutsche, italienische, französ. Meister des 15.-18. Jahrh.	DR. BENEDICT & CO. Berlin W9, Friedrich-Ebert-Str. 5
Gemälde alter Meister Kunstwerke früherer Epochen	DR. BURG & CO., G.M.B.H. Berlin W9, Friedrich-Ebert-Str. 5
RENOIR und lebende Meister	Galerien FLECHTHEIM Berlin W 10, Lützowufer 13 Düsseldorf, Königsallee 34
Antiquitäten / Alte Gemälde	J. & S. GOLDSCHMIDT Berlin W 10, Victoriastraße 3-4
Kostbare Bücher, Handschriften und Farbstiche	PAUL GRAUPE Berlin W 10, Tiergartenstraße 4
Gemälde alter u. moderner Meister	Galerie HABERSTOCK Berlin W 9, Bellevuestraße 15
Moderne Kunst	GALERIE FERDINAND MÖLLER Berlin W35, Schöneberger Ufer 38
Antike Rahmen RESTAURIERUNGEN, Rahmenkopien Dépositaire de la maison J. Rotil, Paris	PYGMALION- WERKSTÄTTEN Berlin W 62, Kurfürstenstraße 75
Gemälde alter Meister	GALERIE FRITZ ROTHMANN Berlin W 10, Victoriastraße 2
Moderne Meister wie Liebermann, Korinth usw. ferner: Aquarelle und Zeichnungen	GALERIE WEBER Berlin W 35, Derfflingerstraße 28
<i>Spezialität:</i> Deutsche Porzellane Antiquitäten	A. WITTEKIND Berlin W10, Tiergartenstraße 2 a
ANTIQUITÄTEN <i>Spezialität:</i> ALT-CHINA Direkter Import	EDGAR WORCH Berlin W 10, Tiergartenstraße 2



# DIE KÖLNER WERK SCHULEN

stellen sich die Aufgabe, die Gestaltungskraft ihrer Schüler zu entwickeln und zu steigern. Der Unterricht umfaßt das ganze Gebiet der bildenden Künste, ohne einem Teil den Vorrang einzuräumen. Alles Lernen und Lehren ist von Anfang an an praktische und verwertbare Arbeit gebunden und alles Entwerfen zielt auf das Ausführen hin bis zur vollständigen Fertigstellung. Das wird ermöglicht durch ein Zusammenarbeiten mit den Werkstätten der Schulen, mit dem städtischen Hochbauamt und durch eine wirtschaftliche Abteilung, die um Arbeitsgelegenheit bemüht ist. Eine Abteilung für religiöse Kunst ist neu angegliedert. ● Die entscheidende Voraussetzung für die Aufnahme in die Schulen ist der Nachweis künstlerischer Begabung. ● Beginn des Herbst-Trimesters am 30. September. Das Schulgeld beträgt für das Trimester 75 Mk. ● Weitere Auskunft durch die Geschäftsstelle der Kölner Werkschulen, Ubierring 40. Der Direktor: Riemerschmid

# Technikum STRELITZ i.M.

Hoch- und Tiefbau, Betonbau, Eisenbau,  
Flugzeugbau, Maschinenbau, Autobau,  
Heizung u. Elektrotechnik. Eig. Kasino.  
Semesterbeginn April u. Okt. Progr. frei.

SEE- UND SOLBAD SWINEMÜNDE

*Sommer-Festtage 1929*

VOM 27. JULI BIS 6. AUGUST

Verlangen Sie bitte den diesjährigen Bilderführer, der alle wünschenswerten Einzelheiten enthält, von der Badeverwaltung Swinemünde, Friedrichstraße 6, vom Verband Deutscher Ostseebäder Berlin NW7, Unter den Linden 53 und Kantstraße 161 (Ecke Joachimsthaler Straße) oder im Ullstein Reisebüro, Berlin SW 68, Kochstraße 22-26

**Nordlandfahrten — billige Ferienfahrten!**  
 Reisen ins Nordland, in seine durch seltene Schönheit und kühlere Atmosphäre lockenden Meere und Landschaften zählten früher zu den Erholungsfahrten, die nur wenige sich leisten konnten. Heute darf jeder, den der Hochsommer Mitteleuropas fast zum Feind der Sonne macht, nicht nur von Norwegens Fjorden träumen, sondern er kann nach der Wirklichkeit greifen und sich einer der von der Hamburg-Städte veranstalteten Nordlandfahrten anschließen. Nur 140 RM. beträgt der Mindestpreis für die vom 6. bis 14. Juli stattfindende Fjordreise auf einem der „Monte“-Dampfer. Zwei längere Fahrten vom 3. bis 18. Juli, und vom 20. Juli bis 4. August zum Nordkap, und vom 17. Juli bis 7. August und vom 8. bis 26. August nach Spitzbergen stehen außerdem den Erholungsuchenden zur Wahl. Wer die wirkliche Natur in ihren großartigsten Erscheinungsformen liebt und Alpenlandschaft mit Meereseinsamkeit vereint sehen will, wird an diesen Nordlandfahrten Freude haben und immer wieder an sie zurückdenken.

**Ostsee-Ferien vor 100 Jahren.** Als unsere Urgroßeltern Sommerpläne machten, gehörte ein Aufenthalt an der heute so beliebten Ostseeküste noch durchaus nicht zu den Selbstverständlichkeiten. Die Scheu vor den Anstrengungen einer tagelangen Wagenfahrt, die man unternehmen mußte, um an einen 200 bis 300 Kilometer weit entfernten Ort zu kommen, war groß genug, um näher gelegenen Plätzen den Vorzug zu geben. Trotzdem finden wir in den Annalen der damaligen Zeit den Namen eines Ortes wieder, dessen Strand, Wälder und herrliche Lage schon vor mehr als 100 Jahren sich eines weit verbreiteten, guten Rufes erfreute: Swinemünde. Zu jener Zeit begann eine Entwicklung, deren Auswirkungen für die heutige Generation in dem Begriff Swinemünde verkörpert sind. Alle kennen den Namen, aber viele hatten noch keine Gelegenheit, an diesem Strand auszuruhen, der so einzigartig schön ist. Es lohnt sich, das Versäumte nachzuholen und feststellen zu können, daß in einem Punkt wenigstens unsere Vorfahren derselben Ansicht waren wie wir. Swinemünde beweist es.



**ULLSTEIN**

**ERHOLUNGSFAHRTEN IM AUGUST**

**Donaureise**

vom 8. bis 22. August

Berlin - Passau - Linz - Wien - Semmering - Budapest - Plattensee - Prag - Berlin

**Schweizreise**

vom 14. bis 28. August

Berlin - Genf - Montreux - Zermatt - Interlaken - Bern - Luzern - Zürich - München - Berlin

**Rheinreise**

vom 15. bis 25. August

Berlin - Düsseldorf - Köln - Bonn - Koblenz - Ems - Moseltal - Rudesheim - Wiesbaden - Heidelberg - Frankfurt - Berlin

**ULLSTEIN REISEBÜRO**

BERLIN SW 68, KOCHSTRASSE 22-26

*Mit Ullstein durch die Welt!*

**GALERIEN**

# **FLECHTHEIM**

BERLIN W10, LÜTZOWUFER 13 • DÜSSELDORF, KÖNIGSALLEE 34

## **RENOIR** UND LEBENDE MEISTER

BECKMANN

BELLING

BRAQUE

DERAIN

ERNST

GRIS

GROSZ

HOFER

KLEE

KOLBE

LAURENCIN

LAURENS

LÉGER

LEHMBRUCK

MAILLOL

MASSON

MATISSE

MUNCH

PICASSO

SINTENIS

USW.



Picasso



ZOBERBIER

82-de BH

# Männer der Arbeit Herren der Zeit...

Das Automobil  
ist die schärfste Waffe des modernen Men-  
schen im Kampfe gegen Entfernung und Zeit.

*Die Erfolgreichen unter uns wissen:*

**Auto ist Aufstieg!**

Für den Einzelnen wie für die Gesamtheit!

*Die Erfolgreichen unter uns* haben ein  
scharfes Auge für den Wert der Dinge.  
Auch beim Ankauf eines Automobils. Sie  
wählen das *Zweckmäßige* und das *Solide*. —

Sie stellen in Rechnung, daß die *kapital-  
stärkste* und *bestausgerüstete* Automobilfab-  
rik des Kontinents auch die *preiswürdigsten*  
Wagen liefern kann — und tatsächlich liefert!

Sie haben ferner gelernt,  
daß beim Auto der Wert nicht allein im Pro-  
dukt steckt, sondern auch im *Kundendienst*.

... Darum fahren *die Erfolgreichen unter  
uns* O P E L — und sind stolz auf ihn!

# O P E L

B 40

Gedruckt im Ullsteinhaus